This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

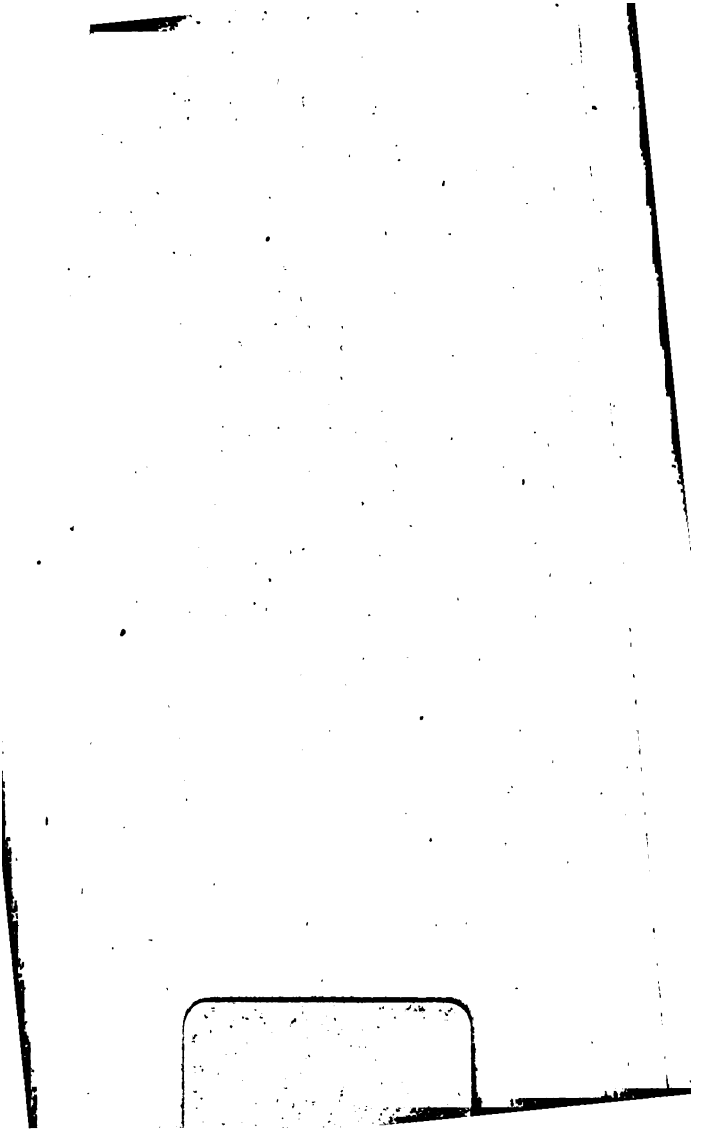
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495661 0



Boerne
NFG

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

V.

Schilderungen aus Paris.

1822 und 1823.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Fünfter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1913 L

Druck der Campeschen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

	Seite
Französische Sprache	1
Lebens-Essenz	20
Geld-Schwindsucht	22
Das Gastmahl der Spieler	28
Stern und Steuermann	41
Die Läden	45
Der Greve-Platz	50
Talma	59
Le Roi des Aulnes	62
Die Lese-Kabinette	70
Das englische Speisehaus	77
Der Garten der Tuilerien	83
Polichinel Vampire	99
Versailles	104
Die Estaminets	107
Das Ludwigs-Fest	117
Gloire	120
Gefrorenes	129
Die Schwefelbäder von Montmorency	133

Die Vendome-Säule 154
Gretry's Herz 159
Die Anſchlagzettel 166
Die Septennalite 177
Ariſtokratismus des Geiſtes 185
Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft 191
Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre 202

I.

Franzöſiſche Sprache.

Wir gemeinen deutſchen Bürgersleute, die wir in unſerer Jugend keine franzöſiſchen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit ſchwer geht und ſehr langſam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutſcher Welt- oder Geſchäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über ſein altes bon jour ſprechen, doch das iſt Alles. Hat aber ein Deutſcher das Unglück, von der gelehrten Klaſſe zu ſeyn, und die Eitelkeit, ſich als Mann von Verſtand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch ſchlimmer. Dieſe Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzoſen haben vor einem deutſchen Gelehrten einen ungeheuern Reſpekt, einen größern, als ſie vor einer Encyclopädie in hundert Foliobänden haben, denn ſie ſchätzen ihn zweihundert

will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das franzöſiſch? Anfänglich wollte ich in meiner Unſchuld Leithammel durch mouton Directeur überſetzen, und ich hätte vielleicht wohlgethan, dieſer erſten Eingebung zu folgen. Aber um vorſichtig zu verfahren, ſuchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porte-clochette. Es ſieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich geſagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie... Und darüber ſoll einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutſchland darf ich ihn in den erſten hunderttauſend Jahren nicht ſagen, und ſoll er nicht ungenoſſen verderben, muß ich ihn fideikommiſſariſch auf meine ſpäteſte Nachkommenſchaft zu bringen ſuchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris geweſen, kam eine wahre Leidenſchaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzoſen in ihren eigenen Blättern zu kritiſiren; aber gleich nach dem erſten Verſuche verging mir alle Luſt zu ſolchem Unternehmen. Einſt las ich in einem Blatte einen Artikel, überſchrieben: Bulletin musical, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter andern von Webers Freiſchütz die Rede. Der alte Muſiknarr fing damit an,

ſich zu entſchuldigen, daß er ſich etwas weniges « de cette pauvre allemagne » beſchäftigen werde. Deutſchland, in Beziehung auf Muſik, arm zu nennen, fand ich nur unverſchämt, weil es kein gröberes Wort giebt, als unverſchämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutſche Schweſtern kommen laſſen; denn eine Frau ſoll keinen Lärm machen, nicht einmal einen muſikaliſchen. Endlich erzählte er, der Freiſchütz habe bei den froids Allemands den lebhafteſten Enthuſiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müſſen. Ich nahm mir alſo vor, einen Artikel dagegen zu ſchreiben. Ich verſah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich franzöſiſch zu denken bemühte, ſo verdroß das einige patriotiſche Gedanken, ſie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglaſſen konnte, fand ich keine ganz entſprechenden franzöſiſchen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erſchreckliche Noth. Endlich brachte ich mit ſaurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: « Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin

musical d'aujourd'hui ..... Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre allemagne. Ma patrie, grace à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane parait le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis ..... Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas, et nul français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphaël et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en allemagne ont depuis longtems des opéra conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le

premier, qui réponde au tiers-état musical.» Unterzeichnet: Un pauvre allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt, und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbeſſere. Mein Freund iſt zwar ein Franzoſe, war aber lange in Deutſchland geweſen, und verſteht die deutſche Sprache vollkommen. Bei dieſem fand ich deſſen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir Unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzoſen aus dem wohlhabenden Stande, an literariſcher Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgeleſen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herrn ihren Aerger darüber, daß ſich ein Ausländer herausnehmen wolle, ſich über Franzoſen luſtig zu machen, ſehr deutlich anſah. Jetzt fing mein Freund zu verbeſſern an. Zuerſt die grammatiſchen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieſer, bald von jener Phraſe, ſie ſey nicht im Geiſte der franzöſiſchen Sprache. Ich erwiderte: das wolle ich leicht glauben, und er ſolle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut franzöſiſch ausdrücken. Mein Freund drückte, ſein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber ſie drückten nichts aus noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab, und ließ ſie ſich die Köpfe

zerbrechen. Endlich blieb es dabei: das und jenes könne man im Französischen gar nicht sagen. Nun bitte ich euch, was ist das für eine Sprache, in der man gewisse Dinge gar nicht sagen kann? Im Deutschen kann man Alles sagen. Kurz, die drei coalisirten Franzosen richteten mir meinen Artikel dergestalt zu, daß weder vom Ausdrucke noch vom Sinne das Mindeste übrig blieb, und sie verbesserten mich, und dann sich selbst untereinander so sehr, daß ich die korrigirte Handschrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß sie mir bemerkt: «une petite erreur statistique,» wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht sagen. Ich fragte (weil ich selbst darüber im Zweifel war), ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in diesem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte sey, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Substantiv verbinden könne? Sie erwiderten: in dieser Verbindung sey es nicht gebräuchlich. Ich sagte: es soll aber auch nicht gebräuchlich seyn, ein Schriftsteller dürfe nichts Gebrauchtes, sondern müsse im-

mer Frisches schreiben; ich bat, ich flehte — alles vergebens. Sie sagten: es wäre gegen ihr Gewissen, und sie könnten mir die erreur statistique nicht nachsehen. Nun zeigt sich aber aus diesem Beispiel ganz deutlich, daß solche Aengstlichkeiten der französischen Sprache in einer gewissen Beschränktheit des französischen Geistes ihren Grund haben. Ein Deutscher, welcher liest: ein kleiner statistischer Irrthum,» faßt schon instinktmäßig auf, wie der Schriftsteller zu diesem Ausdruck gekommen. Er hat gelesen, daß der alte Musiknarr la pauvre allemagne gesagt; also hat er die deutsche Nation für arm erklärt; also ist dieses ein Gegenstand der National-Oekonomie; also kann man von einem statistischen Irrthum reden. Es scheint aber, der Franzose kann solche Geistessprünge nicht machen, oder was wahrscheinlicher ist, er hält sie für unanständig. Eine Sprache ist aber nur dann reich zu nennen, wenn sie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüssen hat, die man nicht erst nachzudenken braucht, und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüssen gelangt.

Es ist leicht zu erklären, wie die französische Sprache die allgemeine Umgangssprache der höhern Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil sie

für den Mittelſtand des Geiſtes gerade ausreicht, und es der Mittelſtand des Geiſtes iſt, durch welchen die höhern Stände aller europäiſchen Völker verwandt ſind. Der franzöſiſche Sprachſchatz beſteht ganz in Silbermünze; ſie hat kein Kupfer, wie die deutſche, und ein ſchlechter franzöſiſcher Schriftſteller ſchreibt nie ſo ſchlecht, als ein ſchlechter deutſcher ſchreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutſchen Sprache. Daß aber die Vorzüge der leztern vor der erſtern im größern Reichthum des deutſchen Geiſtes ihren Grund haben, ergiebt ſich daraus, daß die wenigen franzöſiſchen Schriftſteller, die deutſchen Geiſt haben, den beſten deutſchen Schriftſtellern gleich kommen. Rouſſeau, Frau von Staël und Benjamin Conſtant werden von keinem Deutſchen übertroffen; aber ſie ſind geborne Schweizer, alſo mehr Deutſche als Franzoſen, und die beiden Leztern waren lange in Deutſchland, und haben aus deutſchen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutſchen deutſchen Geiſt geſchöpft. Die politiſchen Werke Benjamin Conſtants zeichnen ſich vor denen der andern franzöſiſchen Schriftſteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutſche Geiſt in ihm iſt, der ihm den höhern Rang verſchafft. Es giebt viele liberale politiſche Schriftſteller in Paris, die mit Geiſt,

mit Kraft ſogar, mit Witz gewiß, ſchreiben. Sie treffen haarſcharf; aber weil das Inſtrument, mit dem ſie treffen, auch haarſcharf iſt, fehlen ſie, ſo bald ſie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für dieſe Stunde, für dieſen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweitesmal. Benjamin Conſtant aber, weil er breiter aufſchlägt, braucht nicht ſo haarſcharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe ſind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, ſie ſind für jeden Rechtsſtreit zu gebrauchen, und ſein Witz iſt eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, ſo wie er gethan, die franzöſiſche Sprache beurtheilt, ſo kann man freilich ſagen: dieſem Urtheile iſt nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder ſeine Mutterſprache reicher, als eine fremde finden, weil er jene beſſer zu benutzen weiß. Indeſſen iſt der Deutſche in wiſſenſchaftlichen Dingen unparteiiſch, und wird auch dafür anerkannt, und er darf ſich alſo herausnehmen, die franzöſiſche Sprache, mit der deutſchen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf dieſe Armuth noch eines andern Zeugniſſes, ſo geben es die Franzoſen ſelbſt, indem ſie mit dem, was ſie beſitzen, ſo haushälteriſch thun.

Die ſchönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftſteller, werden nie vergeſſen, ſie erhalten ſich Jahrhunderte im Angedenken der ſich folgenden Geſchlechter, und jeder gebildete Franzoſe weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele ſind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei ſeiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falſchen Zuſatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande ſeines Sohnes, und da fragt eine Julie, welch eine «Dame romaine et confidente de Camille» iſt, welche Camille «amante de Curiace» iſt, welcher Curiace «gentilhomme d'Albe» iſt — ſie fragt ihn: «Que voulez-vous qu'il fit contre trois?» ..... «Qu'il mourût!» antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzoſen über dieſes qu'il mourût hat ſich jetzt ſchon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieſes qu'il mourût ſchön, wenn es einſam ſtünde; aber Corneille hat die Abgeſchmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verſe zu paraphraſiren und zu verdünnen, und auf den Donnerſchlag ein langes Kindergetrommel folgen zu laſſen. Doch ſey es ſo ſchön, wie man wolle — wie würde man

fertig werden, wenn man ſich ſolche Schönheiten aus Goethe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakſpear's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel ſtreiten ſich Menſch und Löwe, wer von ihnen ſtärker ſey. «Schau dort!» ſagte der Menſch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. «Wohl ſehe ich,» ſagte der Löwe; «aber wäre die That kein Wunder, hätte man ſie nicht verewigt» ... Ein neuerer Schriftſteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, geſprochen von «des mots étonnés de se trouver ensemble.» Dieſes iſt allerdings gut geſagt. Begegnet aber ſeitdem auch der originellſte Schriftſteller jenen Gedanken auf ſeinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er ſagt auch: «des mots étonnés de se trouver ensemble,» und wenn er ſich auf den Kopf ſtellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben ſie das unausſtehliche Wort: «brillant,» das ſie ſo häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was ſie loben, iſt brillant; eine Geſellſchaft, eine Theater-Vorſtellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend ſagen ſie: «La brillante jeunesse,» ob zwar deren Vorzug, und die Bürgſchaft, die ſie giebt, daß ſie beſſer

werden wird, als das vorige Geſchlecht, gerade darin beſteht, daß ſie nicht brillante iſt, im Sinne des franzöſiſchen Wortes. Jouy, in einem ſeiner Werke, wo er empfindſam von ſeinen Jugendjahren ſpricht, erzählt von jenen ſchönen Tagen, wo er noch «brillant de santé et de jeunesse» war. Die deutſche Sentimentalität ſeufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr ſeidenes Beutelchen ſo ängſtlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es dieſem und jenem Franzoſen oft ſelbſt geſagt: «Eure Sprache iſt eine wilde gegen die deutſche, die ihr barbariſch ſcheltet; ſie kann, wie die Peſcherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweiſen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch überſetzen, und ihr ſollt ſelbſt Richter ſeyn, ob der Ueberſetzung etwas fehle gegen dem Original. Und vermag ich es nicht, ſo liegt es an der Beſchränktheit meines Talents, nicht an der deutſchen Sprache, und ein Beſſerer wird es beſſer zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure erſten Schriftſteller nicht fertig werden ſollen.» Sie nahmen dieſe Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren ſie doch nicht. Freilich machen ſie ſich ſeit einigen Jahren in Paris

ganz munter an die schwersten Dinge. Sie übersetzen den Schiller, Goethes Faust und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Prosa, versteht sich — doch wie sie damit zu Stande gekommen, mag der Himmel wissen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer solchen Uebersetzung zu lesen. Der Uebersetzer von Werners Luther kündete mir einen Besuch an, mich über manches bei seiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er nichts. Ich erwiederte ihm: Darüber solle er sich von einem Juwelier Auskunft geben lassen, bei mir käme er zu spät. Es wäre eine schöne Zeit gewesen, da hätte ich die Karfunkelpoesie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergessen. « La poesie de l'escarboucle! » rief er voller Erstaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Uebersetzer des Buches etwas über Karfunkelpoesie gesagt haben, so ist es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geselligen Umgang dagegen ist die französische Sprache viel geeigneter, als die deutsche. Und man halte dieses nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer sittlicher Werth zuerkannt. Die deutsche Sprache, wie

ſchon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verurſacht Gepäcke und wird läſtig, das andere iſt für die kleinen Bedürfniſſe der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzoſen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsſtreitigkeit, die oft die beſte Würze der geſelligen Unterhaltung iſt, muß der Deutſche entweder ſeinen Gegner ſchonen, indem er nebenbei ſchlägt, und dann wird nichts entſchieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzoſe aber hat an jedem ſpitzigen Worte einen ledernen Wulſt, er trägt den Degen in der Scheide, und hat gar nicht nöthig, ſeinen Witz zu bezähmen, um ſeinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geſelligkeit gewährt nicht ſchon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verkonſumirt, als im ganzen deutſchen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienſte eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal Monsieur geſagt, koſtet es Mühe, hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit. Die Deutſchen ſind darin gewandter; ſie ſagen: Mein Herr, Sie ſind ein Flegel! Doch in ſolchen Fällen wird das: Mein Herr! ironiſch gebraucht. Um ihre reine

Sprache nicht zu beſchmutzen, ſind die Franzoſen ſo ſehr artig gegen einander. Je vornehmer einer iſt, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein franzöſiſcher Miniſter, ſelbſt wenn er in Amtsſachen einen Bürger ſchreibt, unterzeichnet: «Ich habe die Ehre, zu verbleiben.» Der König ſelbſt, in ſeinen Ordonanzen, nennt auch den lezten ſeiner Unterthanen Herr, ſelbſt wenn er ihn ſtraft. Er verordnet: «Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.» Aber jeder Amts-Sekretär, im kleinſten deutſchen Städtchen, dekretirt: «Hat ſich der Johann Chriſtoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsſtube einzufinden, um die ihm gnädigſt bewilligte Gratifikation, gegen Beſcheinigung, in Empfang zu nehmen.» Der Deutſche iſt nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben, und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über ſeine Courtoiſie italieniſche Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei ins Soll geſetzt, ſchreibt er ſchnell eine Grobheit ins Haben. Jeder Regierungs-Kanzeliſt hält ſich für einen Statthalter Gottes auf Erden, und iſt von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten ſich doch die deutſchen Autoritäten ihr barſches Weſen abgewöhnen! Möchten ſie doch bedenken, daß das

Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit ist, die man so viel als möglich zu versüßen suchen soll! Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der schlechten willen beschränkt werden muß! Möchten sie besonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß, um eines einzigen Spitzbuben willen, der sich zuweilen unter tausend ehrlichen Reisenden findet, neunhundert-neun-und-neunzig ehrliche belästigt, aufgehalten und gequält werden müssen; möchten sie sie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, sie sitzen heißen, und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben, und sie gleichsam um Entschuldigung bitten, daß man ihnen so viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließ in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein serviren, und den Reisenden angenehme Romane und Reisebeschreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an sie kommt. Das hielt ich für meine Schuldigkeit!

Sich die französische Umgangssprache anzueignen, fällt manchem Deutschen schwer: sie wird, wie das Tanzen, am besten in der Jugend erlernt. Auch mit der Aussprache hat man seine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, «des haitres» ver-

ständlich auszusprechen. Franzosen haben mich versichert, sie erkennten den Deutschen, auch wenn er schon Jahre lang in Frankreich gewesen, an der Aussprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterscheiden wisse. Wenn der Deutsche B sagt, hört es der Franzose für ein P. Es ist dieß um so schwieriger, da der Deutsche sein eigenes B und P gehörig unterscheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das Erstemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Registerbuch nachschlagen, das alphabetisch eingerichtet war. Der Commis suchte, und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC gesucht, und sagte: «Ich schreibe mich nicht mit einem P, sondern mit einem B.» Das war aber tauben Ohren predigen, man verstand meine Distinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achseln und sagte: es wäre nichts für mich angewiesen. Nun war in diesem Falle nicht zu spaßen, das Mißverständniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat also an das Pult, streckte meine ruchlose Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zu-

rück, bis ich an das B kam, schlug dann mit der Faust darauf und sagte: «Hier ist mein Platz!» Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritisches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieses auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der französischen Sprache gelegen — so habe ich das nur darum unterlassen, weil sich das von selbst versteht. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß ein guter deutscher Kritiker, der der französischen Sprache vollkommen mächtig wäre, sich nach Paris begäbe, und dort ein kritisches Blatt schriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im ersten Jahre nicht sehen und nicht hören, und sich um sein Daseyn gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerksamkeit erregen, aber höchst wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeschlagen werden. Doch lasse er sich dadurch nicht abschrecken. Hat er diese zwei Jahre mit Muth und Glück überstanden, wird er ungeheuer wirken, und der französischen Literatur das werden, was Luther der deutschen Kirche war. Die deutsche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

*

II.

Lebens-Eſſenz.

Nicht einem Strome, einem Waſſerfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es ſtürzt mit betäubendem Geräuſch. Die Zeit wird nicht mit tauſend Liebkoſungen abgeſchmeichelt, und der Hunger iſt der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angiebt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutſchland, beſuche im Sommer die Bäder, und leſe im Winter die Protokolle der Ständeverſammlungen. Wer aber Herz genug hat die Breite des Lebens ſeiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier ſchnell zu Empfindung hinauf, jede Empfindung reift ſchnell zum Genuſſe hinan; Geiſt, Herz und Sinn ſuchen und finden ſich — keine Mauer einer traurigen Pſychologie hält ſie getrennt. Wenn man in Deutſchland das Leben diſtilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Waſſer verdünnen, es für den täglichen Gebrauch

trinkbar zu machen. Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, und das Fernrohr der Zukunft. Es ist ein Register der Weltgeschichte, und man braucht blos die alphabetische Ordnung zu kennen, um alles aufzufinden. Es ist schwer hier dumm zu bleiben, denn habe der Geist auch keine eigenen Flügel, er wird von andern empor getragen. Doch verzweifle darum keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles.

III.

Geld-Schwindsucht.

Paris ist ein theueres Pflaster, und was dieses Uebel noch größer macht, alle Landstraßen, die zur Hauptstadt führen, sind vier Stunden im Umkreise auch gepflastert. Die liebe Natur, mit ihren Wiesen und Feldern, ihren säuselnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfesten, Weinlesen und ländlichen Tänzen, ist eine so feine Spitzbübin, als ihre städtische Schwester, die Kunst. Es ist leicht in Paris, nicht blos sein Brod, sondern auch seinen Kuchen, seinen Wein, seine Austern zu verdienen, und was sonst noch der arme geplagte Mensch an Zubereitungen gebraucht, um einst von den Würmern schmackhaft gefunden zu werden. Aber sein Geld in der Tasche zu behalten, das ist schwer — unmöglich würde ich sagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzosen ausgestrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von

Hunderttausenden zu schützen, dafür giebt es ein sicheres Mittel — man braucht sie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tausende zusammen? Vergebens schnürt Ihr den Beutel mit hundert gordischen Knoten zu, durch zahllose Poren, dünstet er unmerklich aus; sein hohes blühendes Gold, verwandelt sich in bleiches Silber; das arme Geschöpf schwindet dahin, es stirbt, wir trauren.

Haben wir in unserer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verschlossen, dann können wir uns unbesorgt auf die Polster der Tugend niederstrecken; in Paris aber erstürmen die Lüste unser Herz, oder sie schleichen sich verkleidet ein, oder sie suchen sich neue Wege. Man lernt dort wenigstens etwas Psychologie für sein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erst kennen, wenn sich Vögel darauf setzen und sie schütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erst zum Kaufmann gehen, und um den Preis des Tuches streiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelstunde um euch herumgezappelt, um das Maaß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingsten, vier Wochen. Ihr

bedenkt dieſe Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweiſe iſt es nicht gebunden, und der Buchbinder ſagt, wenn es planirt werden ſolle, müßte er trockenes Wetter abwarten, und er könne nicht beſtimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber ſind Kleider und Stiefel fertig und zu beſtimmten Preiſen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles iſt gekocht, gebraten, vorgeſchnitten, ſogar die Nüſſe werden geſchält verkauft. Es hilft Euch nichts, daß Ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird Euch alles ins Haus gebracht, bis auf das warme Bad, und die Wanne dazu. Jetzt geht Ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu beſuchen. Den erſten Platz, wo Miethwagen ſtehen, ſeyd Ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet Euch müde zu gehen und zu entſagen, Ihr ſezt Euch ein, und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt, iſt der nämliche. Beim Einſteigen iſt Euch unaufgefordert ein dienſtwilliger Menſch behülflich; Ihr müßt ihn bezahlen. Beim Ausſteigen öffnet Euch ein anderer höflicher Menſch den Kutſchenſchlag, und den müßt Ihr wieder be-

zahlen. Ihr seyd in die Nähe der großen Oper gekommen, die Plätze sind theuer, Ihr versagt Euch dieses Vergnügen, spaziert die Boulevards auf und ab, und stellt philosophische Betrachtungen an, die nichts kosten. Jezt hält Euch einer jener tausend Betriebsamen, ein Theaterbillet für die Hälfte des Preises unter die Augen. Den lezten Akt der Oper und das Ballet könnt Ihr sehen; Ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu sitzen, und bedauert eine neue schöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwischenakte werden Ferngläser zum Verkaufe angeboten, gut, daß man funfzehn Franken fordert, für weniger hättet Ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläser auf den Abend vermiethet; dieser Ausgabe entgeht Ihr nicht. Jezt ist das Schauspiel geendigt, Ihr geht nach Hause, euer Weg führt am Caffé de Paris vorüber. Die Erfrischungen sind theuer, aber Ihr wollt die Abendzeitung lesen. Ihr seyd begierig zu wissen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; Ihr tretet hinein, Mitternacht ist da, und Ihr seyd glücklich, wenn das Euere lezte Ausgabe war, und Ihr an diesem Tage nichts als Geld verschwendet.

Sparsam zu leben fällt hier Menschen von jeder Gemüthsart darum so schwer, weil Seele und

Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine ſinnliche Luſt findet ſich ſo roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geiſtigen Lebens ſie veredelte; und kein geiſtiger Genuß iſt ſo rein abgezogen, daß nicht eine Beimiſchung körperlicher Reize, ſeine Lockungen verſtärkte. Der ärgſte Lüſtling, der ſonſt nie daran gedacht, ſeinem Geiſte Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Leſens, weil es Blumenwege ſind, die ihn zum Ernſte führen. Da iſt ein Werk tiefſinniger Unterſuchungen von Benjamin Conſtant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie ſie eines Jeden Gaumen ſchmeicheln! Da iſt ein neues Trauerſpiel, worin erſt geſtern Talma geſpielt! Da erſcheint ein Gedicht eines ſechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schweſtern während der Peſt von Barzellona beſingt! Da ein anderes Buch, worin man Euch die Geheimniſſe der Carbonari verräth, deren es, wie die franzöſiſche Regierung neulich erklärte, ſechszig Tauſend in Frankreich giebt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutſchland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter die täglich erſcheinen, und die nicht geleſen zu haben lächerlich iſt!... Auf der andern Seite werden Menſchen beſſerer Art, mit geiſtiger Lockſpeiſe, in den Schlingen der Sinne gefangen. So könn-

tet Ihr für weniges Geld Euch recht gut satt essen, auch seyd Ihr genügsam; aber Ihr kehrt dennoch bei den theuersten Speisewirthen ein. Nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Gesellschaft zu finden. Man ergözt sich an dem Gemische aller europäischen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die so verdrossen-emsig die Kinnbacken bewegen, als würden sie mit der Peitsche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutschen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu sprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erstaunen die Spiegel und das Silbergeschirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinstädter, die zum Erstenmale Austern essen! — —

Es ist angenehm, sich in Paris Menschenkenntniß einzusammeln, aber es ist kostspielig. Doch lasse sich darum Keiner von dieser Reise abhalten. Wir Männer sind ja darin so gut bedacht! Wo unser Geld aufhört, beginnt unsere Philosophie, und können wir in keinem Tillbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und sind humoristisch. Aber die Frauen — wer zum Herrschen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht aufs Freundlichste lächelt, sollen sie die vaterländischen Freuden von Schwalbach und Kannstadt genießen, und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gaſtmahl der Spieler.

Deutſche Handels- und ſonſtige Geſchäftsleute, die ſich weniger aus Büchern als aus Manuſkripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrte wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; ſie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter ſind. Ich ſelbſt war lange dieſer Meinung, und es war mir ein rechter Troſt, zu wiſſen, daß meine Gelehrſamkeit nicht übermäßig groß ſey. Ich bin aber von dieſer Anſicht zurückgekommen, beſonders ſeitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter ſelbſt die Feldwege der großen Welt, als die Geſchäftsleute mit ihrer Spezialkarte die Landſtraßen darin finden. Ausgerüſtet mit Hofbauers empiriſcher Pſychologie und andern ſchönen philoſophiſchen Kenntniſſen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu ſchützen, und verirrte mich nie

auf den mäandrischen Wegen der List und Lust. Mehrere deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg, und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn; und schloß aus transscendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sey. Er hatte als rüstiger, junger Mann der Bestürmung der Bastille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nacheinander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Kommissionär gewesen, nach der Restauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sey, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spieler und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern, und sprach mit Wehmuth von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde

ins Verderben zu führen. Da wäre unter Andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise. Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeise-Hause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln; aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für sich und noch zwei andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuversicht, die sich ein tugendhafter Mann, Spitzbuben gegenüber, fühlt, trat ich in das pallastähnliche Haus. Aber mein Gott, was ist der Mensch für ein Narr, und wie schwach sind seine Augen, daß er sich von jeder erlogenen Majestät, selbst der des schlechtesten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles so feierlich, so ernst, abgemessen und anständig, daß das humoristische Behagen, mit dem ich gekommen war, schnell verschwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu seyn, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein schwaches Herz wieder zu stärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns ſchlimm zu Muthe. Die glänzendſten Equipagen, Jäger hinten auf, kamen angefahren, und heraus ſtiegen nur Leute mit Ordenſternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die ſich zeigten. Der Portier, als wir ſeine Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen mit den Spielern zu eſſen! Der Portier lachte, und ſagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte ſeine Einladungskarte als Paß vor, und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakayen ihr Weſen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speiſeſaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beſchäftigt waren: wann man äße? Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir ſtiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir ſuchten? zeigte der Bremer zum Zweitenmale ſeine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Geſellſchaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernſthaft auf die Füße ſahen, und ich gewahrte

mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erſchien. Ich ſezte mich an einen Leſetiſch, um meine Füße zu verbergen, und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgeſtanden, kam ein großer, ſtattlicher Mann, majeſtätiſcher Haltung, gleich Ludwigs XIV., ſeine zu mir, und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein ſchlimmes Zeichen war; den Studioſen der Menſchenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen ſoll, aber nicht viel. Ich überſah ſogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geiſtesgegenwart, mich anzuſtellen, als verſtünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beſchloß ich eine Sprache mit ihm zu ſprechen, die er auch nicht verſtand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzoſe nur ſeine Mutterſprache; aber Spieler ſind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete alſo in der Schnelle ein Zungenragout vom deutſchen Herr, dem italieniſchen Signore, und dem engliſchen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der ſich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erſchien die-

ſer, und ich gab pantomimiſch zu verſtehen, das ſey der Mann, der über mich die beſte Auskunft geben könnte. Der ſtattliche Herr (wie ich ſpäter erfuhr, ein Marquis, von der Spielgeſellſchaft angeſtellt, in dieſem Hauſe die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieſer unter mehrern Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er ſey? Der Bremer nannte ſich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale ſeine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutſche, bemerkte er, er ſey auch in Wien geweſen: die Franzoſen nämlich halten Wien für die Hauptſtadt Deutſchlands, und wiſſen nichts von unſeren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tiſche. Ich habe zwar ſchon mehrere deutſche Höfe ſpeiſen ſehen, aber nur aus der Vogelperſpektive, von der Gallerie herab. Es war das Erſtemal, daß ich an einer fürſtlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht ſentimental geſtimmt, ſonſt hätte ich keinen Biſſen eſſen können. Ich hätte mir vorgeſtellt, daß alle dieſe Speiſen in Blut und Thränen gekocht ſind, von den Selbſt-

mördern und Verzweiflungsvollen vergoſſen, welche täglich in den Pariſer Spielhäuſern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es ſich ſämmtliche Gäſte ſehr ſchmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten, und eſſen und trinken wenig. In der Mitte der runden Tafel ſaß der Marquis und Ceremonienmeiſter, über Alle hervorragend an Geſtalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten verſiegelte Depeſchen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach ſie, las ſie ohne eine Miene zu verziehen, und reichte ſie dann einem hinter ihm ſtehenden Lakayen. Es ging in ſeiner Nähe her, wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empiriſche Pſychologie, was dieſe häufige Korreſpondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unſchuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechſele. Jene ſtünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und beide theilten ſich wechſelſeitig ihre anthropologiſchen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tiſche langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit

nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne ſcherzhafte und zeitgemäße Geſpräche mit der Geſellſchaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Deſert mich vom Stuhle erhübe, und rieſe: Meine Herren, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns dieſes Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tiſches die Frage zuſchickte: ob er Schleiermachers Ueberſetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazard-ſpiele laut ſpräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?

Nach dem Eſſen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zuſammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preiſe berechnet, bei Tiſche verzehrt, und es wäre doch ſehr undelikat, wenn nicht Einer von uns ſpielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart ſeyn wolle, hätte ich nichts dagegen; ich ſelbſt aber würde nicht ſpielen. Der Bremer ſpielte, und trieb die Delikateſſe ſo weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdeſſen einige Betrachtungen, die ich an Hazard-Spieltiſchen ſchon oft angeſtellt.

*

Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sey. Sie könnten immer etwas dabei scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freilich ist diese Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel spricht sich darin am deutlichsten aus. Friedrich Schlegel mag thun und sagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: «Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie.» Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paß-Büreauist annimmt, wenn er uns signalisirt. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, ist zwar ein sehr heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Komptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltischen anzustellen pflege, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Aengsten und

Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltiſchen vergeudet werden, wenn man dieſes Alles zuſammenſparte — würde es ausreichen, ein römiſches Volk und eine römiſche Geſchichte daraus zu bilden? Aber das iſt es eben! Weil jeder Menſch als Römer geboren wird, ſucht ihn die bürgerliche Geſellſchaft zu entrömern, und darum ſind Hazard- und Geſellſchaftsſpiele, Romane, italieniſche Opern und elegante Zeitungen, Caſinos, Theegeſellſchaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garniſons- und Wachtparaden-Dienſte, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsſtücke, die man täglich mit heilſamem Zeitverluſt an und auszuziehen hat — darum iſt dieſes Alles eingeführt, daß die überflüſſige Kraft unmerklich verdünſte! Noch glücklich, daß es dem Menſchen nicht mit der Natur gelingt, was ſie mit der Menſchheit zu Stande gebracht; ſie hätten das Weltmeer ſchon längſt in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chineſiſche Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hauſe; ich an Leib und Seele geſtärkt, der Bremer aber ſehr verſtimmt. Er erzählte ſeinem ehrlichen Lohnbedienten, wie ſchlimm es ihm ergangen. Bei dieſer Gelegenheit

ſah ich abermals, was die Franzoſen für liebenswürdige Menſchen ſind. Ein pedantiſcher deutſcher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte dieſen, nachdem er ſeine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und geſagt: Es geſchieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unſer edler Lohnbediente aber betrug ſich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer ſein Mißgeſchick erzählte, lächelte er und ſchwieg, und dividirte wahrſcheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergeſellſchaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber ſagte er blos: Beruhigen Sie ſich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher ſeyn! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und reſtaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu ſchließen. In einer Nacht, da er ſein ganzes Vermögen verſpielt, habe er zulezt das Landgut ſeiner Gemahlin gegen einen Engländer geſezt und es verloren. Der Engländer ſey gleich vom Spieltiſche weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürſchelle gezogen.

Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er ſo früh befehle? Der phlegmatiſche Engländer aber habe ſich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, ſondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenſchein genommen. Endlich ſey der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Bruſt gepackt, und ihn mit den Worten: «Scheer' er ſich zum Teufel, ich brauche ſeine Dienſte nicht mehr!» zum Thore hinaus geworfen. Darüber ſey die Marquiſin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erſchrocken herabgekommen, und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieſer habe geantwortet: nichts, er wolle in ſeinem Park ein wenig ſpazieren gehen, und habe der Marquiſin den Abtretungsſchein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram geſtorben. Die Pariſer Spielgeſellſchaft aber habe ſich gegen den Marquis, wie ſie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, ſehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hauſe angeſtellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Dieſe artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich ſagte ihm: «Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutſcher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld

nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutſcher zartfühlend ſind, haben Sie geſpielt und ſind in Schaden gekommen. Ihr Verluſt entſpringt alſo aus einer edeln Quelle, und Sie ſollten ſich darum tröſten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu ſchlagen, um ſich reichlich zu entſchädigen. Weil wir gerade von Callico's ſprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einſt danken. Kaufen Sie ſo viele Callico's zuſammen, als in Mancheſter aufzutreiben ſind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich ſage Ihnen, die Welt iſt rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut engliſch zu Bette, und ſtehen continentalſyſtematiſch auf. Es iſt heute Johannistag; denken Sie an mich!» ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundſchaftlich die Hand, und wir wünſchten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Luſtſpiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es iſt eine wahre Verſchwendung, daß ſie hier dazu dienen müſſen, einen verwachſenen diplomatiſchen Bericht zu zieren! Im Palais Royal auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten, zieht jeden Abend, der Schein zweier Laternen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeſchnittene Buchſtaben, die mit ölgetränktem, rothgefärbten Papiere überzogen ſind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere giebt zu leſen: le Pilote, Journal du Soir. Die Etoile iſt ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend verſäumt, mich in der Nähe der Laternen zu ſetzen und aufzupaſſen. Ich kann auf Ehre verſichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile, vierzig Exem-

plare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne sich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben sie einem immer den Etoile. Ja mir, da sie meine Ausländerei gemerkt, gaben sie verschiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß sie an ersterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrscheinlich unentgeldlich giebt. Die andern Nutzanwendungen kann man sich von selbst machen — sapienti sat, sagt der Lateiner .... Das geht die Leserinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab ſich viele Mühe die Welt zu erobern, nur damit die Athenienſer von ihm ſprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariſer einen Tag, um ſie ein Jahr lang von ſich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieſer Rieſenſtadt hervorzuthun, ſich in dieſem Ocean, als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutſchland iſt Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienſtes; hier iſt ſie die nothwendige Einfaſſung, von der entblößt, auch der ächteſte Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Pariſern zum Lobe nachſagen: ſie wiſſen jede ſchöne Gabe zu würdigen, die Tugend ſogar, nur muß ſie lärmen; ſelbſt Beſcheidenheit findet ihren Beifall, wenn ſie zu reden verſteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienſt, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu

Grunde. Von allen den Kunſtgriffen, die von jedem in ſeinem Kreiſe angewendet werden, ſeine Perſon und ſeinen Beſitz auf das Vortheilhafteſte geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieſesmal nur einige der ſinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kaufluſt zu erwecken, und die Kaufluſtigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meiſten Fremden wohnen und ſich umhertreiben, giebt es faſt kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte ſpielen zu laſſen; denn eine Minute ſpäter, einen Schritt weiter ſteht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er ſuchte. Die Augen werden Einem wie gewaltſam entführt, man muß hinaufſehen und ſtehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und ſeiner Waare ſteht zehnmal, neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenſtern auf Schildern geſchrieben, die Außenſeite des Gewölbes ſieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorſchrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Muſtern, ſondern in ganzen aufge-

rollten Stücken vor Thüre und Fenster gehängt. Manchmal sind sie hoch am dritten Stocke befestigt, und reichen nach allerlei Verschlingungen bis zum Pflaster herab. Der Schuhmacher hat die Außenseite seines ganzen Hauses mit Schuhen aller Farben bemalt, welche Bataillonsweise zusammen stehen. Das Zeichen der Schlosser ist ein sechs Fuß hoher vergoldeter Schlüssel; die Riesenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler sind vier Ellen hohe weisse Strümpfe gemahlt, vor welchen man sich im Dunkeln entsezt, man glaubt, weisse Gespenster strichen vorüber. So hat hier jeder auch für die kleinsten Fische, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weise, wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefesselt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt sind, und gewöhnlich die Art des Verkehrs sinnbildlich ausdrücken. Diese Gemälde sind nicht selten wahre Kunstwerke, und wenn sie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen stehen bleiben. Sie sind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariser Leben, und es ist darum so lehrreich als unterhaltend, sich mit ihnen zu beschäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen sind,

beſchreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit ſieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberſchrift au serment. Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls, und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. Sie ſchwören, daß dieſes ächte franzöſiſche Shawls wären, und mögen wohl hinzuſetzen, daß brave Franzoſen engliſche Waaren verabſcheuten, denn ein im Hintergrunde ſtehender Engländer, wirft erboßte Blicke auf das merkantiliſch-patriotiſche Triumvirat herüber. Das iſt die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine verſteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich, waren die dargebotenen Shawls von weiſſer, rother und blauer Farbe, und die Kaufherren ſchwuren, daß dieſes die ächten, jedem Franzoſen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondriſchen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöſcht werden... Unweit dem vorigen hängt am Hauſe eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar ſchlecht gemalt iſt, aber eine drollige Vorſtellung enthält. Der Kronprinz Abſalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verſe:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes sehr gut gemaltes Bild, ein Rosenmädchen vorstellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, schmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen sieht so fromm und unschuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine giebt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handschuhe in einem andern Laden zu kaufen... Ein Vögelhändler zieht die Aufmerksamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorstellt. Der ganze Prolog der Sündfluth ist darauf gemahlt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet bis die Fluth komme, sie flott zu machen. Vater Noah spielt mit einem Affen und macht ein diplomatisches Gesicht: er allein weiß was vorgeht. In einer unabsehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, sich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsdrang, wie es in der Noth gewöhnlich ist; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Esel voraus, der Hase läuft dem Hunde nach. Es ist ein herrliches Bild! Am anziehendsten wird aber jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Professor der deutschen Sprache, und der seinem Namen nach ein geborner Deutscher ist, vor seiner Wohnung im Palais Royal hän-

gen hat. Ein Mann in den beſten Jahren und ohne Zweifel der Profeſſor ſelbſt, ſizt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnſeſſel, beſchäftigt, einem vor ihm ſtehenden Knaben ſeine Lektion abzuhören. Etwas weiter zurück ſizt ein wunderſchönes, junges Mädchen, und hinter ihm über dem Stuhle gelehnt, ſteht ein rother Huſaren-Offizier, der nach aller mimiſchen Wahrſcheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der franzöſiſche Huſar die Hand auf das Herz gelegt, ſcheint ihr nachzuſprechen: ick lie-be. Ich habe aus dieſem Bilde mit großem Vergnügen erſehen, daß deutſche Profeſſoren in Paris Welt bekommen. In unſerm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu ſchüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechſelſeitigen Unterricht zwiſchen jungen Mädchen und rothen Huſaren-Offizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Hrn. Franchet in der Straße Vivienne nicht vergeſſen. Sechs Monate wurde an dieſem Laden gearbeitet und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs

von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet ist nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry: Diese Bude, ein kleines Zimmer von höchstens zwanzig Fuß Länge, hat vierzig tausend Franken gekostet, so prachtvoll ist alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu sind in zwei goldnen Kreisen zwei sorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des französischen und neapolitanischen Hauses; der andere enthält ein etwas mystisches Wappen. - Es sind erst die Krystallisationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierschale — kurz es steckt etwas dahinter, und mag sich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hiesige bevollmächtigte Gesandten, die ihr Geschäft verstehen, werden gewiß nicht versäumt haben, ihre Späher hinzuschicken, um zu untersuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern sey.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeschlagenes Buch ist Paris zu nennen, durch seine Straßen wandern heißt lesen. In diesem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen so reichlich ausgestattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hause trat. Unfehlbar um diese Zeit, spielt der fleißige Tischler gegenüber, ein Viertelstündchen mit seinen Papageyen; dann wird der Hobel von neuem gerührt. Der deutsche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt, und hüpfte, wie ein Spatz, aus seinem Tillburi. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß seine Last leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier ist das Paradies der weiblichen Welt, da findet sich alles, was die Häßlichkeit braucht sich zu verbergen, und die Schönheit sich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleier, Geschmeide von Gold und Edel-

steinen, und alles in so reichem und kostbarem Vorrathe, daß selbst eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutsche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich sah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuster von farbigen Feldern, nebst Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten später warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und sah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tausend, wenigstens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldstücke herausgegeben. Der Hut war schöner als ihn eine männliche Feder beschreiben kann: ein Paradiesvogel mit seinem ganzen Gefieder umschimmerte den Kopf. Habe so etwas in meinem Leben noch nicht gesehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübsche Gesicht hingegeben, das, neben mir, lechzende Augen nach Hut und Bankzettel schickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menschenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpensammler waren in heftigen Wortwechsel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe folgt dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmist ausgestöbert, der Andere als gleichzeitiger Entdecker machte An-

ſprüche darauf, hob drohend ſeinen Stock mit eiſernen Haken in die Höhe, und ſprach mit wüthenden Geberden: veux tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann, ſtehenden Fußes, etwas in ſeine Schreibtafel ein, ſo ernſt, ſo andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott ſeine zehn Gebote in die Feder geſagt. Ein ſchnarrendes Gare! weckte ihn aus ſeinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechſelmäckler ſeyn, denn er war von der Seite der Börſe hergekommen. Jezt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieſes Luſtlager iſt wohl jedem bekannt. Alles findet ſich hier, ſelbſt menſchliches Elend — nur nicht deſſen Schein. Die Armuth iſt vergoldet, der Hunger ſcherzt, das Laſter lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert, und hatte auf allen Straßen das regſte Leben gefunden. Es hüpfte, ſang und lachte zwar nicht immer dieſes Leben, es ſchlich, ſtöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieſer nämlichen Stunde, in dieſer nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über ſie gekommen, ſchon waren ſie keine Menſchen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verſchwörung von Rochelle zum Tode verurtheilt worden, ſollten um vier Uhr auf dem

Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erſt auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menſchen erfuhr dieſe Hinrichtung erſt aus der Abendzeitung. So iſt Paris! Es war ſchon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Pallaſt der Tuillerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus deſſen Fenſter Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht, auf die Herzen ſeiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, deſſen fromme Augen der Richtſtätte gerade zugewendet ſind; bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg geſperrt. Eine Brücke, pont-au-change genannt, geht auf dieſen Platz aus. Ueber dieſe Brücke, jenſeits der Seine her, wo das Gefängniß iſt, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am dieſſeitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon verſehenes Speiſehaus, gab den beſten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen ſollte, zu überſehen. Dieſes Gebäude ſteht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäſar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergeriſſen worden. Ich ſtieg in den großen

herrlichen Saal, wo viele Menſchen guter Dinge waren. Ich ſah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und ſchwer gehobener Bruſt; aber ſie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher ſang: «Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen» — der kannte das menſchliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu laſſen, nur die Spione ſprachen Empfindungen aus, die ſie nicht hatten. Für dieſe Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß iſt ihre Wiege. Höher als ſonſt ſpitzten die Horcher ihre Ohren, denn in dieſem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängſtlich verſchloſſene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betaſten. Einen Blick zum Fenſter hinaus, auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, ſprach er mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin: «il leur faut quatre mille hommes pour quatre!» Ich ſchwieg. «Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais...» Ich ſchwieg. «Paris dort!» ſagte der ſentimentale Spion. Ich ſchwieg, aber ich dachte: Paris ſchläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geſchehen. Denn ſchliefe dieſer tauſendarmige Rieſe, und reckte ſeine Glieder und wendete ſich um, wie man es im Schlafe bewußt-

los thut, dann würden an dieſer gedankenloſen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jezt wälzte ſich ein breites Gemurmel vom jenſeitigen Ufer herüber. Wir ſprangen von unſern Tiſchen auf, und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten in bürgerlicher Kleidung, mit entblößtem Haupte ſaßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geiſtlichen zur Seite. Die Jünglinge ſchenkten ihnen aber keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendeten ihr Geſicht der andern Seite, der verſammelten Menge zu, dieſe immerfort freundlich grüßend. Sie ſchienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängniſſe bei ihnen. Das Geſtändniß der Wahrheit hätte die Hoffnungsloſen vielleicht, eine willkommene Lüge, ſicher gerettet. Sie ſchwiegen und ſtarben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche dieſe genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angeſehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menſchlichen Geiſtes, die Werke ſeiner Waſſerbaukunſt, wie er das Meer bändigt, und der kleinen Kraft, die Herrſchaft

über die größere ſichert. Da, zum erſtenmal in meinem Leben fiel mir bei: Regierungen ſind wohl von Gott eingeſezt — wie hielten ſich ſonſt manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beſchäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Waſſer wurden über den blutgetränkten Boden ausgeſchüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge geſtorben. Sie waren feſten Schrittes die rothe Treppe hinaufgeſtiegen. Vive la liberté! waren ihre lezten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadt-Hauſes wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite iſt offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuſer auf dem Platze ſind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutſchen Städten Märkte und Rathhäuſer beſchaffen ſind. Auf dem Greve-Platz findet ſich viel nachzuſinnen, was iſt hier nicht alles geſchehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoriſten hat, ſie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, ſie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindſamkeit nicht kennt, hier ſucht man

ſie nicht vergebens. Denn Allen, die ſeit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen — welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptſache iſt, daß man beim Leben bleibt! Die erſte Hinrichtung, die auf dieſem Platze geſchah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Dieſe Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunſt der Parzen ihr Leben nicht bis auf unſere Tage erſtrecken können. Aber die ſieben und dreißig Bürger, die bei einem Aufſtande am 24. Auguſt 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und ſeine vier Genoſſen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die beſchuldigt, dem erſten Konſul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten ſie jezt!.. Und was iſt in dieſem Rathhauſe nicht alles geſchehen! Ein Tollhaus iſt es zu nennen. Am 2. Nov. 1793 beſchloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näſchereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe.

Am 29. Pluviose des nämlichen Jahres: daß alle Personen für verdächtig zu erklären seyen, die bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brode essen und die Krume liegen lassen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen später eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, besonders gegen die alten Weiber, die sich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage sendete die Polizei die Liste der gefangenen Personen ein. Deren Zahl belief sich auf 7090, beiderlei Geschlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erschossen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage später wurde beschlossen, daß das französische Volk ein höchstes Wesen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhause dem Kaiser Napoleon, zur Feier seiner Krönung, ein prächtiges Fest. Am 29. August 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Fest, seine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So ist Paris, so ist der Mensch, so ist die Welt!

VIII.

Talma.

Es war das erſtemal daß ich ihn ſah. Er trat auf, und nach einer Viertelſtunde ſeines Spieles, war ich erſtaunt nicht erſtaunt zu ſeyn. Vielleicht beherrſchte mich jene Sinnestäuſchung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorſpiegelt, wir ſtünden ſtille, und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu ſeyn. Ich hatte keinen Maaßſtab für Talma's Größe, denn er ſtand zu entfernt von allen Schauſpielern, die ich je geſehen, um ihn abzumeſſen. Die andern überrumpeln unſer Herz und benutzen die Verwirrung, die ſie angeſtiftet, uns diebiſch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unſre Bruſt, er öffnet die ſeine und läßt uns eintreten. So lange er ſpielte, glaubte ich den Ernſt auf der Bühne, und die Mummerei unter den Zuſchauern zu ſehen. Er ſtellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem

jungen Arnault, und beſſer als die Geſchichtſchreiber, lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die ſo ungleich waren den Helden unſerer Zeit, weil ſie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht geſiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erſcheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abweſend, wie Talma den Regulus geſpielt hat; wem jenes die Natur verſagt, der hätte auch anweſend, Talma's Spiel nicht verſtanden. Darum wäre es überflüſſig oder fruchtlos, beſchreibend davon zu ſprechen. Aber von den Zuſchauern will ich reden — wenn es ſolche gab. Denn nur wir Fremden waren ſo zu nennen, die Franzoſen Alle ſpielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiſte der alten griechiſchen Tragödie, wenn auch in einer andern Geſtalt. Unter Deutſchen, die hundert Geſchichten und keine Geſchichte haben, möchte ich kein dramatiſcher Dichter ſeyn; es iſt ſchwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildniſſe nur den Maler ſucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge ſeiner Braut in ihm und vergißt die Kunſt. Dem Franzoſen iſt der dramatiſche Dichter ein Zeiger ihrer Geſchichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eiſen iſt; er rückt von

Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen ſchlagen, iſt er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencenſoren hier ſind ſehr zu beklagen. Sie löſchen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da ſie aber das Gedächtniß der Zuſchauer nicht auslöſchen können, bleibt alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelaſſen. Die Begeiſterung, mit welcher jeder Vers beklatſcht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anſpielte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Man kann ſich des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſieht, wie heißhungrig dieſe Menſchen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauſpiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienſer Hamilcar geſprochen, als er, in Rom, Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage !
Tout m'annonce aujourdhui la chute — — — de Carthage —

ſagen Hamilcar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein Paar Buchstaben in der Ueberschrift glücklicher Weise vergessen haben, so wird der Herr Corrector diese Charade der klugen Nemesis verstehen, und den Druckfehler gewiß nicht verbessern wollen.... «Das ist eine kleinliche und heimtückische Kritik!» — denkt vielleicht der edelmüthige Leser. Freilich ist sie das; aber in Geisteskämpfen auch, ist die Art der Guerillas die wirksamste, wenn sich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutsche, die ihr Vaterland mit Verstand lieben, müssen es wissen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzosen erhebt. Es ist wahr: so ganz schlechte und so viele schlechte Bücher, wie in Deutschland, werden in Frankreich nicht geschrieben. Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als die Deutschen

haben. Beneiden wir ſie aber nicht um ihre Vorzüge, ſie ſind zu theuer bezahlt. Wir Deutſchen leben in einer literariſchen Republik; wir ſind geiſtesfreie Menſchen; bei uns darf jeder ſchreiben, und ſo ſchreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geſchnitten hat. Das iſt freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da iſt auch ihr Gebrauch verſtattet. Die Franzoſen aber ſiechen in einer literariſchen Ariſtokratie; ſie ſind geiſteigne Menſchen; ſie kriechen vor allen Regeln, und als literariſche Höflinge denken, wollen und thun ſie nichts anders, als was die genädigen großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutſchen ſind Proteſtanten, die Franzoſen ſind Katholiken in Literatur und Kunſt. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinſeligmachenden Kunſt und Wiſſenſchaft nicht zu vereinen iſt, ſo muß die politiſche Revolution der Franzoſen auch eine literariſche zur Folge haben, und dieſe Veränderung fängt ſchon an ſich zu zeigen. Die literariſche franzöſiſche Welt theilt ſich in zwei Parteien; deren eine mit Wort und That für die klaſſiſche, deren andere für die romantiſche Literatur ſtreitet. Klaſſiſche nennen ſie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantiſch nennen ſie jeden Schriftſteller, der ſei-

nen eigenen Weg geht, ſich um Geſetz und Herkommen nicht viel bekümmert, und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausſpricht, als es im literariſchen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber ſowohl die Anhänger als die Gegner der romantiſchen Literatur wiſſen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantiſchen beſteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, ſo nennen die Franzoſen alle Literatur, die nicht franzöſiſch iſt, romantiſch, und da ſie nichts, was nicht franzöſiſch iſt, verſtehen, ſo iſt ihnen alles, was ſie nicht verſtehen, romantiſch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzoſen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber ſie haben kein Hofthor, ſie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, iſt ihnen romantiſch. Da ſie die Wolken für den Himmel anſehen, verſchmähen ſie oft den Himmel als Wolkendunſt; und weil ſie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, ſehen ſie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzuſteigen höchſt lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, ſo oft man Durſt hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz ſchlägt nur bei der klaſſiſchen Witterung der Monate Sep-

tember und Mai behaglich; ſteht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen ſie ein oder trinken Limonade, und verwünſchen das romantiſche Wetter. Den Humor, dieſe wilde und launiſche Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe iſt — kennen die Franzoſen ſo wenig, daß ſie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen, und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarſcharf nach Norden, und ſehen ſie ſie abweichen, oder gar oſcilliren, erheben ſie ein Jammergeſchrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Dieſe literariſche Ariſtokratie, da ſie, wie ſchon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich iſt, mußte den Franzoſen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftſteller werfen die Feſſeln ab, und ſuchen eine Freiſtätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt ſich aber auch wieder eine höchſt ſeltſame Erſcheinung. Die Ultras nämlich ſuchen die romantiſche Literatur aufzubringen, und befördern hierdurch den Proteſtantismus der Wiſſenſchaft und Kunſt: die Liberalen hingegen ſuchen den alten blinden Glauben an die klaſſiſche Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politiſche Parteien kennen zwar

ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantische Literatur, weil sie glauben, die in romantischen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Gespenster, Kreuze und Jammer wären das Wesentliche dabei, und das alles sey dienlich, das Volk furchtsam, abergläubisch, verliebt und dumm zu machen. Aus denselben Gründen sind die Liberalen der romantischen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schicksal ein kluger Minister ist, und das Schaukelsystem so gut versteht als Einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen so zu leiten, daß jede Partei die Absicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausschweifung ihrer eignen Leidenschaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutscher aber, der in Frankreich solches Treiben mit ansieht, und wahrnimmt, wie so höchst geistreiche Menschen, als die Franzosen, in ihrer Volksthümlichkeit so tief verstrickt sind, daß sie nicht begreifen, was in Deutschland jeder Schuljunge versteht — lernt endlich wählen, und will lieber, wie deutscher Geist, nackt und barfuß seyn, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie französischer in engen Schuhen und Kleidern zusammengedrückt seyn, und glänzen. Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst. Möge das deutsche Vaterland sich diese Freiheit

um jeden Preis bewahren! Möge es ſtolz auf die Ungerechtigkeit ſeyn, mit der es ſeinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es ſich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weiſe ehrt. Daß Freiheit in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich erhalte, mußte der literariſche Oſtracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der franzöſiſchen Unromantik auszuführen, iſt eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird ſich bald eine ſchicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anſtändig gehalten, die Erlkönigliche Majeſtät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutſch der König der Erlen, ſoll ſo viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwiſchen einem König der Erlen, und einem Erlkönig, ein großer Unterſchied ſtatt findet. Und zwar ſoll es heißen, den Goethe'ſchen Erlkönig. Den haben ſie in einer Pariſer periodiſchen Zeitſchrift neulich überſezt, und ſind dabei ſo ächt franzöſiſch verfahren, daß es den deutſchen Leſern gewiß Spaß machen wird, etwas näheres davon zu erfahren. Der Ueberſetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantiſchen Schmuztheilchen befreit, ſo daß das reinſte klaſſiſche Waſ-

ſer übrig geblieben iſt. Uebrig geblieben iſt eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat ſich die Maſſe des Gedichtes vermehrt, ſo daß die Ueberſetzung noch einmal ſo groß als das Original iſt. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir ..... il a vu, sous les bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
Le monstre, au bourd des precipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a deployé les caprices.
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
"Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?"

Jezt folgt der eigentliche dramatiſche Theil des Gedichtes, wobei Goethes Gedlegenheit gehörig paraphraſirt, und in ſchöner breiter Scheidemünze

aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den lezten Zügen, und ſpricht:

„Mon père!.... il m'a saisi, je souffre .... ah! sauve-moi!„

Und nun der Hauptſpaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras,) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
„Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!„

Das iſt ächt franzöſiſche angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebueſchen Poſſe ſich an ſeinen Blitzen die Tobacks-Pfeife anzündet, hat ſich nicht hausbackner gezeigt!... Am Schluſſe des Gedichts ſteht die Bemerkung: «Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de M. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.» Goethe mag ſich dafür bedanken, daß man ſeiner bei dieſer Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Leſe-Kabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Leſe-Kabinet; jezt giebt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigſtens eines fände. Gut, daß ſie in den freien Tagen dafür geſorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszuſtande, worin ſich dieſe jezt befindet, wäre ſie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Leſen überhaupt, beſonders das Leſen der politiſchen Zeitungen, hat in der Volksſitte tiefe Wurzeln geſchlagen, und man müßte den franzöſiſchen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachſagen, daß es nicht blos eitle Neugierde iſt, die ſie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieſes wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als Geſchichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles lieſt, Je-

der lieſt. Der Miethkutſcher auf ſeinem Bocke zieht ein Buch aus der Taſche, ſobald ſein Herr ausgeſtiegen iſt; die Obſthökerin läßt ſich von ihrer Nachbarin den Conſtitutionel vorleſen, und der Portier lieſt alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag ſich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher ſein Blatt, als bis er es ſelbſt geleſen. Für einen Sittenmaler giebt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsſtunden. Tauſend Menſchen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen ſich in den mannigfaltigſten Stellungen und Bewegungen. Der Eine ſizt, der Andere ſteht, der Dritte geht, bald langſamern, bald ſchnellern Schrittes. Jezt zieht eine Nachricht ſeine Aufmerkſamkeit ſtärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzuſtellen, und ſteht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere ſtehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einſchließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wiſcht ſich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Paſtetenbäcker läßt ſeine Kuchen kalt werden über dem Leſen. Wenn einſt Paris auf gleiche Weiſe unterginge, wie Herkulanum

und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais-Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überraschte — die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt — würden die Alterthumsforscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein sonstiges Schauspiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lese-Kabinetten abonnirt man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariser, und in den bessern auch alle ausländischen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Gagliani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht blos alle englischen, schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost- und westindischen Kolonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die

mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt iſt. An Größe übertreffen die engliſchen Zeitungen alle übrigen europäiſchen; nach ihnen kommen die ſpaniſchen, dann die franzöſiſchen, auf dieſe folgen die deutſchen, und die italieniſchen kommen zulezt. Ich wollte ſchon den Satz aufſtellen, daß man an dem Format der politiſchen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmeſſen könne, als mich die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, die in Folio erſcheint, von dieſer falſchen Theorie noch zeitig abhielt. In mehrern Leſe-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutſchen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutſchen nicht wenig ſchmerzt. Die allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutſche Blätter in den Leſe-Kabinetten eigens gehalten, ſondern ſie werden von den Pariſer Zeitungs-Redaktoren, nachdem ſie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländiſchen Zeitungen werden den franzöſiſchen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutſchen aber werden als verſchmähte Aſchenbrödels behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweiſe in eine Mappe geſteckt. Dieſe ſo gutmüthigen, ſtillen und beſcheidenen Zeitungen, die ihr leztes

Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußischen Staatszeitung findet man überrascht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der allgemeinen Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Korrespondent schließt eine Bauernzeitung ein, der österreichische Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umschlungen, und will man ein verlornes Stück des literarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das Journal de Francfort ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu sehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisirkamm, weil die Pariser Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutschen Nachrichten abgeschnitten in die Druckerei schicken, und sich dadurch die Mühe des Uebersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lese-Kabinetten die feierlichste Stille. Nicht das leiseste Wörtchen ver-

nimmt man, ob zwar dort nicht, wie in muſterhaften deutſchen Leſegeſellſchaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt iſt, noch eine Schelle auf dem Tiſche ſteht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzoſen ſchweigen, ſo iſt dieſes ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerkſamkeit eifrig und ernſt beſchäftigt iſt; denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speiſetiſchen, machen vier Franzoſen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweiten Meßwoche, mit allen ſeinen Gäſten. Die Zeitungs-Kabinette ſind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Beſuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benuzt werden. Es iſt dieſes für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für ſolche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine ſehr wohlthätige Anſtalt. Man bezahlt monatlich ſechs Franken, und für dieſe geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem ſolchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich, und alle nöthigen Bücher bei der Hand. Viele ſind dort einheimiſch, und verlaſſen das Kabinet blos, wenn ſie zu Bette gehen. Auch ſieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernſt, ſtolz und wehmüthig

auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabſehen, und, weil ihr Mund zu ſchmeicheln und ihr Arm zu drohen verſchmäht, die Waffen mit den Wiſſenſchaften vertauſchen, und, ſey es um Brod oder um Beſchäftigung zu finden, den ganzen Tag emſig leſen, Auszüge machen und ſchreiben.

XI.

Das engliſche Speiſehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben, deutſchen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Rieſenjüngling; breite Bruſt; eine Stimme, wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais-Royal, zittern die zarten Kryſtallſcheiben der Läden, und die Bänder der Hüte flattern wild durch einander. Ich möchte dabei ſeyn, wenn er einem Mädchen ſagt: «Ich liebe dich!» Sie hört ihn gewiß, und zwiſchen hören und erhören liegt in dieſem Falle nur eine kleine Pauſe. In ſeiner zierlichen franzöſiſchen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutſcher Händedruck, und — «wohin, mein Freund?» fragte ich. — «Zu Little Garravays!» donnerte er. — «Iſt es ein der Little oder ein die Little?» — «Es iſt ein der Little, ein engliſches Speiſehaus, wo man meiſterhaft ißt; kommen Sie mit!» — «Gut, ich bin dabei.»

Wir traten in einen kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere ſolche ſtolze engliſche Lieder kamen mir ſogleich in den Sinn. So biſt du England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte ſeiner Mähne iſt oft genug. Die Franzoſen eſſen am meiſten mit den Augen. In ihren Speiſehäuſern iſt das Erſte, wonach ſie ſich umſehen, Brod, das Zweite Spiegel. Die Tiſche dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Perſonen eingerichtet, ſtehen in gemeinſchaftlichen Zimmern nahe bei einander; man ſieht ſich und man wird geſehen. Hier bei den Engländern aber iſt Alles ganz anders eingerichtet. Die Tiſche ſind durch ſpaniſche Wände von einander geſchieden, ſo daß einem kein Fremder in den Mund ſehen kann; der Saal iſt in zwei Reihen Kloſterzellen eingetheilt. So biſt du, Engländer! Du willſt allein ſeyn und laſſen, du mit deinen eigenen, Jeden mit ſeinen Launen; du biſt ein unausſtehlicher Menſch, du biſt ein Republikaner. Du biſt häuslich auch außer deinem Hauſe, du willſt etwas für dich ſelbſt vorſtellen, nicht blos ein Mauerſtein am Staatsgebäude ſeyn, unter einer gemeinſchaftlichen Kalkdecke mit tauſend andern Steinen begraben. Recht ſo! ... Die Tiſche ſind zwar mit Tüchern bedeckt, aber

Servietten bekommt man nicht. Doch iſt Jedem verſtattet, das Tiſchtuch nach Belieben zu verwenden. Alſo perſönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte ſie denn ausdrücklich fordern, und dann wird ſie beſonders bezahlt. Das Eſſen beginnt mit Roſtbeef, das ſanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in franzöſiſchen Speiſehäuſern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tiſch — ein Lurlei-Felſen wurde uns vorgeſezt, ſo hoch und ſteil, daß ſelbſt die Rieſenhand des deutſchen Jünglings erſt hinanklettern mußte, um abzuſchneiden. Ein herkuliſcher Senf, der auch den verſtockteſten Augias-Kopf ſäubern könnte, begleitete das Roſtbeef. Dann folgte Gemüſe, woran, wie an hetruriſchen Vaſengemälden, nur die erſten naiven Regeln der Kunſt ſich ausſprachen. Es war nicht ſauer, nicht ſüß, nicht geſalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geſchmack auf. Aber neben dem Salzfaſſe ſteht auf jedem Tiſche auch eine Zuckerbüchſe, ſo daß man ſich ſein Gemüſe nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlſpeiſe, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie ſie ſich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Cheſter-Käſe, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipſen oder andern winzigen Kreis- oder Kegel-

ſchnitten, ſondern in ganzen Hemiſphären aufgetragen wird. Ein raſender Porter wüthet und ſchäumt in den Gläſern, und beſiegt auch den Stärkſten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man ſich nirgends ſo ſehr, als in dieſem engliſchen Speiſehauſe, und was dem Tiſche zur vollkommenen engliſchen Verfaſſung fehlt, iſt gerade das, was ihm am meiſten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die franzöſiſchen Reſtaurationen, wo die Carte payante unmäßig groß iſt. Der deutſche Jüngling glühte, und zum Vorkampfe ballte ſich unwillkührlich ſeine Fauſt. «Freund!» ſagte ich, «wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Eſſen. Zwar bin ich ſelbſt voller Muth, denn ſo ein Roſtbeef iſt ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Konſtitution; Sie aber haben eine von der Natur octroirte, angeborne, alte Konſtitution, und das hat doch gleich ein anderes Anſehen. Alſo Friede!»..

Aber um uns herum war Kriegsgetöſe. Die Gäſte, wenige Engländer und viele Franzoſen, lärmten, ſchrieen, lachten, ſchlugen mit Meſſern und Gabeln auf den Tiſch und klirrten mit den Gläſern. Die Sache iſt auffallend und muß erklärt werden. In den Pariſer Speiſehäuſern betragen ſich die Franzoſen ſo ruhig und beſcheiden, als wären ſie

bei Privatperſonen zu Gaſte. Dieſe engliſche Reſtauration aber iſt neu, erſt ſeit Kurzem entſtanden, die Speiſeordnung weicht von der franzöſiſchen ganz ab, und da zeigte ſich denn wieder die franzöſiſche Nationalität. Nach Verhältniß des kleinern Schauplatzes betrugen ſie ſich eben ſo übermüthig, als im vorigen Jahre, da die engliſchen Schauſpieler in Paris auftraten. Sie machten ſich über Alles luſtig, ſie riefen: «Brott!» womit ſie auf engliſch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tiſche ſaß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte ſich ſein Gemüſe mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie ſtritten, welches beſſer ſchmecke. Ein Dritter ſollte entſcheiden, und wurde aufgefordert, dieſes mit Unparteilichkeit zu thun. «Seyd ruhig,» ſagte er — «je les mangerai avec impartialité.» Großes Gelächter, obzwar Jeder wußte, daß dieſes Witzwort aus einem franzöſiſchen Vaudeville genommen. Es iſt ein altes Stück, deſſen ganze Handlung darin beſteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verſchiedenen franzöſiſchen Provinzen ſich ſtreitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu ſtrengem Rechte ermahnt, worauf er ſagt: «Je les mangerai avec impartialité.» Daß ſich die Franzoſen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieſer wie bei jeder andern Gele-

genheit, nicht ärger nehmen, als es ist. Der Franzose ist nicht blos zu höflich, sondern auch zu gutmüthig, sich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Person etwas lächerlich erscheint. Er ist aber in seinen Nationalsitten so verwachsen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Masse begegnet, er auf einer Maskerade zu seyn glaubt, und dann läßt er sich verleiten, sich Maskenstreiche herauszunehmen.

Die Deutschen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das englische Speisehaus besuchen, es ist der einzige Ort in Frankreich, wo man deutsche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es iſt noch gar nicht lange (erſt fünf Minuten), daß ich die Urſache entdeckt, warum ich in Paris ſtärker, häufiger und lieber philoſophire, als ich in Deutſchland gethan. Es iſt damit ſo arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeſte Weg nicht iſt, ſondern der längſte. Ich thue es blos aus einer hypochondriſchen Aengſtlichkeit für die Geſundheit meines Geiſtes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetiſche Klugheitsregel ſchreibt vor, man ſolle ſich im nüchternen Zuſtande keinem anſteckenden Kranken nähern, ſondern vorher etwas genießen; auch wird in dieſem Falle angerathen, ſich den Mund mit Weineſſig auszuſpülen. Das Philoſophiren iſt mein Weineſſig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten ſchüzt, von denen man in Paris angeſteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habſucht, Unduldſamkeit, Gott-

losigkeit, seinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen Uebeln ist man ausgesezt, so bald man öffentliche Orte besucht; ja das zu Hause bleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausiren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Uebel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: Unser Vaterland, still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jezt, und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt, wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt,

wer nicht gleich mir eine freie Wüſte, und wäre ſie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geſchloſſenen Paradieſe, und wäre es voll Goldäpfel, und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilſamen Neigung zu philoſophiren ſind nicht blos die bisherigen Betrachtungen gefloſſen, die gar nicht zur Sache gehören, ſondern entſpringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüſſig iſt. Mit ſo großer Mühe lernt und lehrt der Menſch ſo Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um ſich und Andern tauſend Freuden zu verderben! Die Wiſſenſchaft gleicht einer Chauſſee, die ein ſchmales und langes Gefängniß iſt, das man nicht verlaſſen darf, und rechts und links liegen die ſchönſten Felder und Blumenwieſen. Jede Kunſtregel iſt eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das ſich hinter den Eingetretenen zuſchlägt. Glücklich die nichts wiſſen und nichts leſen! Wäre mir Hirſchfelds Theorie der ſchönen Gartenkunſt bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrſcheinlich abgeſchmackt erſcheinen; jezt aber gefällt er mir, und ich werde ihn ſehr loben. Er iſt zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben, iſt ſo bequem und wirthſchaftlich, daß

ſie gewiß in vielen Kompendien der Aeſthetik als ſolche aufgeſtellt ſeyn wird. Engländern, die das Reiſen lieben, und alſo auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, iſt ein Garten ein Miniatur-Europa, in deſſen Zügen ſie einen kleinen Schaffhauſer Waſſerfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen engliſche Gärten vor: Verliebte, Deutſche, Philoſophen, glückliche, unglückliche Menſchen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er iſt, im beſten franzöſiſchen Geſchmack, ſondern im engliſchen, ſo wäre das ſehr ſchlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flaſche Rum trank, heilte ſein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewieſen, und hoffentlich wird man auf dieſem guten Wege fortſchreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geſchichte, ſondern in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde zu beſchreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weiſe. Er ließ ihn täglich ſo viel Siegellack in die Flaſche tröpfeln, als erforderlich iſt, ein Pettſchaft abzudrücken. Auf dieſe Weiſe ward die Flaſche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verſtand und ohne Aufſehen zu erregen. War in

dieſem Fall der Abgewöhnung von geiſtigem Getränk ſolche Vorſicht nöthig, wie viel nöthiger wäre ſie im Fall der Angewöhnung eines geiſtigen Genuſſes, und ein Sprung hierin wäre eben ſo gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er engliſch wäre. Das Herz eines ächten Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunſtkabinet des Palais-Royal, ſchon nach wenigen tauſend Schritten, in das Naturgeſchichtliche eines engliſchen Gartens träte — wenn ſein Ohr, ohne Zwiſchen-Saiten, plötzlich vom Schlangengeziſch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unſchuldigen Liedern der Nachtigallen überſpränge — wenn ſich ſein Auge vom Pharao-Tiſche zu einem Boulingreen wendete — wenn ſein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürſten, neben einander geſteiften und gedrechſelten Bäume ſtehen, plötzlich in das ſchattige Gewimmel eines friſchen Wäldchens träte. So aber bleibt er geſund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den leztern beſchreiben, wie ich ihn an einem der erſten Frühlingstage geſehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blüthenstaub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen im seidnen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzureiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel

wandern, dort für einen halben Paol ſein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen ſehen im blauen Meere!... Ich folge dem engliſchen Reiſewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf dieſem Pallaſt ſpielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er ſpielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiſte ein engliſcher Schriftſteller von Paris nach London. Er war ſchon drei Tage fort, ſtand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da ſchoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde feſtgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrühriſchen Briefwechſels, vier Wochen im Kerker ſchmachten. Er ward unſchuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzuleſen, von 1789 bis jezt, und ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugeſendet, daß je Thränen durch dieſen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten raſche Begnadigung zugeſprochen. Und finde ich nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausſöhnen. Doch ich vergeſſe — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz

Frankreich geſendet, welche Troſt bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Troſt — ſie werde glücklicher ſeyn in der nächſten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens ſtehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzoſe, die ſich wechſelſeitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwiſchen beiden ſtehend, mein weißes Taſchentuch herauszuziehen und wehen zu laſſen, und ſo mit Hülfe des blauen Franzoſen und des rothen Schweizers, ein aufrühreriſches Farben-Trio öffentlich zu ſpielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Dieſe armen Schildwachen ſind ſehr geplagt. Gewiß hatten ſie in den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ihre Flinten nicht ſo viel handthiert, als ſie es hier thun. Sie müſſen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präſentiren. Das endet nicht. Es iſt erquickend, zu ſehen, wie viele Verdienſte in die Tuilerien eintreten, und wie ſich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen ſeyn, eine Viertelſtunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei

und zwanzig Bebänderte, alſo je der fünfte Mann war ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge überſehen, oder die beſcheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten-Tod ſchlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben ſie gekämpft? Ich erſtaunte, daß der Menſch ſo ein Lamm ſey, und daß die Menge der Verſtümmelten ſich nicht auch fragt: Wofür haben wir geſtritten? — und nicht öfter, als es geſchieht, den Kopf an das verlorne Bein ſetzen.

Unter den Bäumen ſtehen eine unzählige Menge Strohſtühle neben einander gereiht; es ſind Lehn-Stühle, kaum ſizt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; iſt man aber ein junger Menſch vom feinſten Ton, begeht man eine Felonie, ſagt keck, man habe ſchon gezahlt, legt zu den zwei erſparten Sous noch fünf Franken, und frühſtückt gut. Schriftſteller, die ſtatiſtiſche Notizen ſammeln, müſſen es ſich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (ſie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu ſtel-

len. Man erkennt Ausländer, die erſt in Paris angekommen, leicht daran, daß ſie mit herabhängenden Füßen ſitzen. Auch unterſcheiden ſich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erſtere ſitzen neben den Frauen, und haben, wie dieſe, ihre Füße auf dem Fußſtuhle geſtellt. Die Anbeter hingegen ſitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußſtuhle, unterhalten ſich mit ihnen franzöſiſch (in linguiſtiſcher und ſittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten ſich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semeſter gehörig vor, indem ſie die vorübergehenden Herren fleißig anſehen, und ſich die wichtigſten Paragraphen notiren. Dieß iſt eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr geſtärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derſelben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu ſeyn, ſondern nur fremd, um ſich vorzuſchmeicheln, man habe die ſchönſten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt..... Eine bürgerliche Frau geht vorbei, und fordert Kupfergeld ein; ſie trägt Etwas verſteckt und achtſam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt ſie für einen Säugling, den ſie mütter-

lich gegen Wind und Sonne ſchüzt? Nein; ſie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebacknes, das ſo leicht iſt wie gebackene Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß ſchnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. «Des plaisirs mes Dames! Des plaisirs!» ruft ſie im Fluge, und wie im Traume ſchweben ſie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz iſt, auf dem ſie kaufen und verkaufen, ſo iſt er für die Makropolitiker ein ſchöner Paradeplatz, auf dem ſie exerciren und exerciren ſehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotiſchen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu ſprechen, ein beliebiges Blatt, geht leſend ſpazieren, ſo lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret Ihr drei- bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denſelben wohlgekleideten Mann da zu finden, der ſchon vor zwei Stunden im Leſen vertieft dort geſtanden. Er iſt ein Lauerer, der ſich an der Quelle der Ueberraſchung lagert, und daraus jeden Tag friſch die Meinung der Zeitungsleſer ſchöpft; denn wenige Franzoſen können mit dem Munde ſchwei-

gen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf dieſe Weiſe wird in allen Pariſer Straßen der öffentliche Geiſt zuſammengekehrt, und nachdem die Beſen ſchönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautſtengel, zu Koth zerſtampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, ſeiner Länge nach, von zwei gemauerten Terraſſen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Ausſicht auf den Strom, auf die Brücken und den Pallaſt der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt iſt. Die andere Terraſſe führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terraſſe des Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloſter der Feuillans da geſtanden. In dieſem Kloſter hatte die National-Verſammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terraſſe mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzuſtecken, und er nannte ſie le pays national, zum Unterſchiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence ſpazieren ging, er wurde für einen Ariſtokraten angeſehen und

mißhandelt. Ein junger Mann, dem dieſe geographiſche Eintheilung noch unbekannt war, ſtieg in das Koblenzer Land hinab. Zuſammenlauf, wüthendes Geſchrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwiſſende, was er begangen, kehrte zurück, zog ſeine Schuhe aus, und wiſchte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatſchen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieſer Terraſſe, da wo ſie, ſich ſenkend, in Geſtalt eines Hufeiſens ausgeht, innerhalb des Kreisſchnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken verſehen, den nennt man: La petite provence, weil die Mittagsſonne, deren Strahlen ſich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene ſüdliche Provinz Frankreichs verſezt. Da iſt der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern ſitzen und die empfindſame Mutterliebe ſpielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariſer Kunſtlebens voll und ſatt, ſich in der reinen Kinderwelt zu erfriſchen. Aber auch dieſe Erquickung iſt matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber ſie auch ſteckt in einem verzierten Etui, und man

muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch, und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat von Stande nur wünschen mag. Aber das Folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen festgehalten werden, und worüber alle anwesenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleiner Fertigkeit, springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jezt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren-Markt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie

zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden ſcharf, mit Geräuſch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann ſondern ſich etwa zwanzig Mann ab, und ſtellen ſich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf ſchreiten ſie mit kleinen und langſamen Schritten vor, das Volk vor ſich hertreibend. Zurück darf Keiner, und ſo wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geſchloſſen, und Todesſtille herrſcht um den Pallaſt. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtſamen oder Unwiſſenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unſelige Herrſchaft, die, einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deut-

ſchen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widerſteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif seyn kann Jeder; aber es mit Grazie seyn, das ist eine seltene Gabe. Wer diese schöne Kunst würdigen und bewundern lernen will, der komme und sehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menschen eine Maschine zu machen, ist diesem Manne vollständiger, als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range stirbt, so hat er es wahrscheinlich nicht besser haben wollen. Die Natur hat ihre künstliche Schlosserarbeit ganz umsonst an seinem Körper verschwendet. Was sie befestigt, macht er frei, was sie beweglich gelassen, befestigt er; er öffnet, was sie verschlossen, und was sie offen ließ, schließt er zu. Er bewegt seine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechsen. Mazürier kann an allen menschlichen Todesarten sterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie sich Mithridates durch häufige Giftversuche gegen Vergiftungen geschüzt, so härtet sich Ma-

*

819154

zürier gegen äuſſere Verletzungen dadurch ab, daß er ſich jeden Abend übt, ſeine Glieder zu brechen, ohne daran zu ſterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariſer, und in die zwölf Tafeln der Mode-Geſetzgebung wurde eingegraben: «Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.» Vor einigen Tagen wohnte ich zum Erſtenmale einer ſeiner Vorſtellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun ſpielt zwar die Handlung auf der Inſel der Stummen, in einem Klima alſo, wo die Blutſauger ungemein gedeihen; aber Polichinel iſt die beſte Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn ſeine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen ſolchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Inſel der Stummen an; der Luftballon zerreißt, und Polichinel ſtürzt ins Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern feſten Dingen zuſammengeſezt iſt; aber Polichinel ſchwimmt darin wie ein Fiſch im Waſſer, mit der anmuthigſten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier ſeine künſtleriſche Laufbahn. Er wird halb todt ans Ufer geworfen, legt ſich zu-

ſammen wie ein Taſchenmeſſer, und läßt den Kopf hängen, wie eine abgeſchlachtete Gans. Dann ermuntert er ſich, tanzt, ſpringt, und macht, ſo zu ſagen, unmögliche Dinge. Zum Beiſpiel, er ſtellt ſich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präſentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leſer wolle nicht zu ſchnell über dieſes Erzählte hinausgehen, ſondern ſich durch eigene Nachahmungsverſuche überzeugen, daß beſchriebenes Unternehmen höchſt wundervoll iſt. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet ſich auf einen Baum, und vertheidigt ſich aufs Artigſte. Ein anderesmal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern ſchlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — ſein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt ſich ohne Kopf. Wahrhaftig, es iſt ſo! Polichinel ſizt erſt und geht dann ſo vollſtändig ohne Kopf, daß er in dieſem Zuſtande an manchen wichtigen Berathſchlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich ſagt die Logik: «Wahrſcheinlich hält er den Kopf geſchickt zwiſchen den Schultern verſteckt, denn a. der Menſch kann ſich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel iſt ein Menſch und bewegt ſich; alſo c. hat Polichinel einen Kopf.» Aber was vermag die Logik ohne die Sinne?

Die Augen ſehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß ſich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenſter eines Hauſes fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behülflich ſeyn, aber man ſieht den Draht nicht — ſüßer Schauer durchrieſelt den Buſen aller Frauen, und das männliche Entſetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatſchen aus. Kurz, Mazürier iſt ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert ſeinen Ruhm nicht; denn er ſpringt über ſeine Nationalität hoch hinaus. Deutſche Hof- und Volkstheater könnten ſich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn ſie den genialiſch hölzernen Mazürier zu Gaſtrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erſt, wie ſehr er ſich dort in ſeiner Kunſt noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, iſt, wie ſich erwarten läßt, die abgeſchmackteſte Geſchichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeſchickt hat, worin er wie ein Demoſthenes don-

nert? Als nämlich Polichinel Vampire zum Erſtenmale aufgeführt wurde, ließ man einen geſprochenen Prolog voranſchreiten, welcher Prolog aber ſchrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter ſagt: ſein Prolog wäre urſprünglich himmliſch geweſen, aber die Zenſur habe ihn verdorben. Einen «prince ridicule» habe er verwandeln müſſen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem «Dauphin» reiten dürfen, ſondern nur auf einem Dragon. Dadurch ſey alles Salz verloren gegangen. Die Zenſur habe die ſchönſten Stellen geſtrichen «phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues» ... Es giebt nichts Komiſcheres, als zu ſehen, wie alle dramatiſchen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieſes den Zenſoren zuſchreiben, die ſie für Genie-Räuber erklären. Wenn Zenſoren aus Büchern den Verſtand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderſtehlicher Diebsſinn angeboren ſeyn; denn daß ſie aus Eigennutz ſtehlen, das werden ihnen ihre ärgſten Feinde nicht nachſagen.

XIV.

Verſailles.

«Dieſe beiden Palläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchönern Tempel! — Das waren die Pferdeſtälle des Königs. — «Und dort?» — Es gehörte den Hunden des Königs. — «Jenes auf der andern Seite?» — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — «Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?» — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwei Tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — «Links, jenes fürſtliche Haus?» — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre, dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — «Das auf der andern

Seite?» — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgiebt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Pallaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſeyn, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewezt, und die Blutſauger dreier Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakey den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben, und die Deckengemälde von Lebrüns Meiſterhand nicht erreichen.

Daß die großen Künstler so kleine Menschen sind! Sie schmeicheln jeder Macht. Die sogenannten Großthaten Ludwigs XIV. auf allen Wänden mit knechtischer Verehrung dargestellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieser oder jener Gott, und auf dem unsterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Wasser sprangen heute, als Vorfest des nahen Ludwigstages. Wohl sechszig Tausend Menschen waren von Paris herbeigeströmt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu sehen, die zu Sturz-Bächen vereinigt, die Wasserkünste bildeten. Mehr als tausend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was seine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Versailles gewendet. Auf diesem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte sechs Millionen gekostet. Die Aufführung jeder Oper, im Theater des Schlosses, kostete an Beleuchtung und andern Zurüstungen 100,000 Franken. . . . . Und man spricht noch von den dummen Streichen, die das französische Volk während der Flegeljahre seiner Freiheit begangen!

XV.

Die Eſtaminets.

Das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie ſagt: »Eſtaminet iſt ein Ort, wo man ſich verſammelt, um zu trinken und zu rauchen.« Dürre Worte! Saftloſe Worte! Ihr müßt einen Deutſchen fragen, was ihm in Paris ein Eſtaminet iſt, Ihr müßt ein deutſches Herz aufſchlagen; darin findet Ihr die beſſere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die ſchmucken Pariſer — ſie ſind aber auch darnach! Iſt es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münſter zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu ſeyn, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts geſehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Feſtung Königſtein in Sachſen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Waſſer unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder

ein Weib ſeyn, ein Deutſcher oder ein Franzoſe? Wo iſt die goldne Mitte, wo iſt das ſchöne Rheinthal, in dem Ernſt und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzoſen rauchen nicht, denn Rauchen iſt ein romantiſches Vergnügen, eine Oſſians Luſt, und die Franzoſen lieben den Nebel nicht, dieſes Salz der ſchönen Natur; ſie mögen keinen grauen, ſie mögen nur blauen Dunſt. Der Deutſche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzoſe hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutſche raucht, denn er liebt zu ſchwärmen im gedankenloſen Denken; der Franzoſe aber denkt nur Gedanken, und fragt ſeinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Ausſteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geſchäften? Ach, ich werde es nie vergeſſen, wie es mir erging, als ich, von Deutſchland kommend, im Gaſthauſe einer franzöſiſchen Gränzſtadt den kleinen Reſt holländiſchen Tabacks, den ich kühn und liſtig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze ſeines Landes den ſtärkſten Patriotismus hat — den ſchönſten hat es in der Mitte. Ich war an deutſcher Gränze, und darum gröber und

rauchſüchtiger als je. Die Wirthin des Gaſthauſes — oder war es die Tochter der Wirthin, ſie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte ſich auf franzöſiſcher Gränze, und hatte gegen Taback den feinſten Pariſer Abſcheu. Sie war ſchön wie eine junge Roſe, und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich ſteckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entſetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabacksaſche entflog dem Kopfe. «Monsieur!» gurrte die Taube, und der Schmerz erſtickte ihre Stimme, ſie konnte nichts weiter ſprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerſchaft wurde herbeigeſchrien; ſie kamen mit Schaufeln, mit Beſen, mit Tüchern, mit Sand, mit Waſſereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaſchen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu ſehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöſcht ſey. Dann wurden alle Fenſter geöffnet und tauſend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiſcher Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd geſtolpert.

Erſt nachdem ich ſchon mehrere Monate in Paris geweſen, entdeckte ich eine der Freiſtätten, wo das ſittenverbrecheriſche Rauchen Schutz findet

gegen Spott und Gewalt. Einen ſolchen Ort nennt man eben Eſtaminet. Ich ſtieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich ſah Rauch, ich ſah Deutſchland wieder. Da war nicht die ſchwüle Stille, die man in andern Kaffeehäuſern findet; da wurde geſchwazt, geſchrien, da knallten die Stöpſel der Bierflaſchen, da ſchlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damenſteine. Da ſieht man nicht die augenkränkenden Taſchenausgaben von Stereotypen-Phyſionomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da giebt es leſerliche Folio-Geſichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengeſindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdiſche Lieferanten, die aus Deutſchland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochſen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, ſie ſind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denſelben Korkziehern aus, mit welchen ſie die Flaſchen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordiſch und deutſch geweſen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man franzöſiſche Zier-

lichkeit genug; der Essig deutscher Romantik war mit dem Oele französischer Klassicität im gehörigen Maaße vermischt. Es waren glänzende Zimmer mit seidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vasen; ein schönes Mädchen am Zahltisch; die ausgestellten holländischen Pfeifen waren in Fasces-Bündeln malerisch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohspitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen, und er zahlt gern doppelt für sich und für sein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handschuh, in den Sinn, welche anfängt:

In seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine schnippische Pariserin — dachte ich — ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dichsten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: «Herr Ritter! Ist euere Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh» — wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: «Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!» ließ den Handschuh liegen, und verließe sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in man-

chen Häuſern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und ſprächе: «Hier, da iſt ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcellona!»

Lichtenberg ſagt, er habe noch kein Genie rauchen ſehen. Es wäre ſchlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Taback liebe, ſondern auch für die ſechs Herren dort am Tiſche, die Deutſch ſprechen und alle rauchen. Ich will die Sache unterſuchen. Ich trat an den vaterländiſchen Tiſch — «Landsleute!» rief ich, und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechſen ſahen mich verduzt an — ſie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der ſechſte aber, ein junger Arzt, wie ich ſpäter erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit geſpieltem Zorn auf die Erde. — «Nein, ſprach ich, das ſchlechte franzöſiſche Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!» Auf dem Tiſche gewahrte ich ein Päckchen Taback, mit lieblich-ſchauerlichen holländiſchen Worten darauf. Wie ward mir der Mund ſo lüſtern! Ich ſtreckte meine Hand darnach aus. «Wyn Heer!» ſagte der Eigenthümer, und wälzte ſeine Hand über die meinige: die Hand war ſaftig und ſchwer, und machte dem holländiſchen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir

nichts an von ſeinem Ueberfluß, und gequetſcht und leer zogen ſich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verſtändiger Menſch; wir ſprachen über Allerlei. «Sehen Sie, ſagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke ſaß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht ſehr hold gemacht; er ſprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete.» — «Freund, erwiederte ich, thun Sie dieſem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Geſundheit; die erworbene iſt ſchön, aber die angeborne iſt gut. Die Freiheit, für die man kämpft, iſt eine Geliebte, um die man ſich bewirbt; die Freiheit, die man hat, iſt eine Gattin, die uns unbeſtritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann ſein Weib nicht liebt, weil ſein Herz ſtill und friedlich iſt? Laßt ſie ihm untreu ſcheinen, wie wird ſeine Bruſt pochen; laßt ſie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet ſehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den ſchönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an ſeine Freiheit taſten, und Ihr

werdet ſehen, wie er die Feder wegwirft, und nach dem Schwerte greift, wie ein kataloniſcher Jüngling! Das Paradies ſelbſt iſt ja nur des Glückes Gewohnheit.» ... «Alſo wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — ſprach der Arzt. Aber dieſen hölliſchen Taback, ich rauche ihn ſchon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt.» — «O ſtill davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht ſich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie iſt dein Himmel ſo blau, wie iſt deine Erde ſo reich, wie iſt deine Luft ſo milde! Wie wohlſchmeckend iſt dein Brod, wie ſaftig dein Fleiſch, wie feurig ſind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüſſe, deine Feigen, deine Orangen, wie ſind ſie ſo ſüß! Und Alles, was der Menſch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunſtwerke, die Geſchmeide, wie ſchön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend iſt Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe geſtellt! ... Nur ein Naturerzeugniß giebt es, was Menſchenkunſt verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieſes Eine unter allen Erzeugniſſen, das verdorben, theuer und ungenießbar iſt, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es iſt der Taback!» — «Bedenken Sie aber, erwiederte

der Arzt, daß die französische Regierung jährlich sechszig Millionen am Taback gewinnt, und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet werden.» — «Nein, so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Taback beträgt sechszig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon oft haben die Tabacksbauer, Tabacksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabacks frei gäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet sie von den Tabacksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das sitzende Heer schwächer werden. O die Stiefkönige!»

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unsern Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das lezte Wort nicht entgangen seyn. «Seyen Sie unbesorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch, und wie will er Stiefkönige übersetzen?» — «Er kann das nennen: Les Roi beau «paternels» — «O, dann hat es keine Gefahr. Die französische Polizei, ob zwar kosmopolitisch wie jede, ist doch

vor Allem Franzöſiſch, ſogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß ſie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchſtens kann mir geſchehen, daß ich, auf ein Gutachten der franzöſiſchen Akademie, wegen meiner linguiſtiſchen Umtriebe in Charenton eingeſperrt werde.... Ach ja, Charenton! Sie ſind ein Arzt, und gewiß ſind Sie ſchon dort geweſen. Sagen Sie mir, wie ſind die franzöſiſchen Wahnſinnigen? Die klugen Franzoſen gleichen ſich alle; iſt das mit den Verrückten auch ſo? Sind ſie klaſſiſche Narren nach den Regeln des guten Geſchmacks, oder ſind ſie romantiſch-toll, wie wir Deutſche? Ich bin ſehr begierig, mich darüber zu unterrichten.» — «Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie ſich umſehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen.» — «Es bleibt dabei; auf Wiederſehen in Charenton!»

XVI.

Das Ludwigs-Feſt.

Am Tage vor dem Feſte, freie Schauſpiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um ſechs Uhr Morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine ſtarken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte ſich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Muſikbanden verſchiedener Regimenter ſpielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schloſſes gaben die vereinigten Sänger der verſchiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertſtimmige Lieder zum Lobe des Königs ſchloſſen mit einem vive le Roi. Schade daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inſchrift vive le Roi, vive le duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gaſſenbuben verſtanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber ſah ich mit ſolchen Fähnchen in der

Hand, ſie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Feſtes, verſchiedene Wachtparaden im Schloſſe der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemuſtert. Der kleine Herzog von Bordeaux auf den Armen ſeiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, ſtreckte ſeine Händchen aus, und rief, als die Muſik aufgehört: encore, encore! Nachmittags, Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher ſtand eine auf dieſer Stelle länger als hundert Jahre, ſie wurde in der Revolution umgeworfen, und jezt mußten ſie die Narren auf ihre eigenen Koſten wieder aufrichten laſſen. Der König in römiſcher Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperücke von Lorbeeren umkränzt, ſizt auf einem wilden Pferde, das ſchnaubt und ſich bäumt.... «Mais Louis le grand n'est pas effrayé» — ſagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und ſelbſtgefälliges Geſicht, das zu ſagen ſcheint: Seht ich fürchte mich nicht. Franconi könnte ſich kein ſchmeichelhafteres Denkmal wünſchen. Man hatte dem Künſtler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait

une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieſer Feierlichkeit ging es in die Eliſäiſchen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würſte und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten ſich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir ſchien, als aus Muthwillen. Unter hundert tauſend Menſchen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch dieſe ſtammelten nicht einmal den ſchuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte manches erzählen, denn kein Polizei-Spion in ganz Paris, hat an dieſem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man ſich in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache luſtig gemacht; denn es war gar zu winzig. Und ſo endigte das Ludwigsfeſt.... Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeiſterung des Pariſer Volks. Der Himmel weiß, wo ſie alle die ſchönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire.

Die Franzoſen könnten mich mit ihrer «Gloire» in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung ſonſt keine Zuflucht übrig. Der deutſche Ruhm iſt wenigſtens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzoſen aber iſt eine ſo widrige, abgeſchmackte und unverſchämte Kokette, daß ſie gar nicht zu ertragen iſt. Geht hin, und ſeht den verbannten Marius mit ſeinem Rieſenherzen wehmüthig ſinnend auf den Trümmern Karthago's — ſchön und erhaben iſt der Anblick! Sieht man aber die Pariſer bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weſte ziehen, um ihnen Wange und Naſe damit zu ſäubern. Menſchen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wiſſen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, ſeine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichſel iſt, wo-

mit Münchhauſen den Bären gefangen! Die römiſche Geſchichte wurde von den Franzoſen dramatiſirt, das Drama iſt unter dem Namen: Die Revolution, bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge, und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die beſten Schauſpieler traten darin auf; Muſik, Tanz, Dekorationen und die andern Nebendinge waren auf das Schönſte angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauſpiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres geweſen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meiſten Franzoſen verloren. Komödianten ſind ſie, und Komödianten werden ſie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil ſolche kriegeriſche Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Veſtalin und im Titus. Jezt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erſt iſt geendigt,) jammern ſie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahlloſen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menſchen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch dieſe nur ſeitdem keine Gefahr dabei iſt — denn unter Napoleons Herrſchaft waren ſie ſtumm, oder gebrauch-

ten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn dieſe verlornen Nationalruhm beweinen, ſo iſt es lächerlich und abgeſchmackt. Daß ſie wenigſtens, was ſie ſich ſelbſt als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen laſſen! Aber davon ſind ſie weit entfernt. Rußland, Oeſterreich, Preußen beſiegt zu haben, ſcheint ihnen glorreich; daß aber die Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären ſie für gemein und niedrig, und ſie reden davon, als hätten ſich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geſchlichen, und hätten wie Diebe mit Nachtſchlüſſeln die Thore der Hauptſtadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatiſcher Dichter, der alles Lob verdient, und der unter dem Titel: Messéniennes, auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, ſingt:

L'étranger qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein anderesmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,

Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiſer Auguſtus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, ſtieß ſich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht ſo gemein, um den Schmerz ſeines Gebieters zu beſchwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu ſchimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der «Verwüſtung des Muſeums» ſingt. Daß man den Franzoſen die Kunſtwerke, die ſie ja ſelbſt als Sieger erbeutet, nachdem ſich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — giebt es etwas natürlicheres und billigeres als das? Aber Delavigne findet dieſes um ſo ſchlechter und ſpitzbübiſcher, da die barbariſchen Italiener, Deutſche und Engländer Kunſt und Kunſtwerke nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſagt:

Muses, penchez vos têtes abattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'oeuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Muſen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavignes

poetiſche Klage zu Ohren kam. Das «ciel sans clarté» und «froids Germains,» iſt bemerkenswerth. Man frägt ſich: wie iſt es möglich, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geographie Deutſchlands gelernt, da ſie doch dieſes Land fünf und zwanzig Jahre lang durchſtrichen? Es ſcheint, daß man ſie in ihren Schulen nur das Deutſchland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzoſe, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen, und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieſer Tonkünſtler in Wien gelebt, konnte ſich nicht ſatt wundern, daß unter einem ſo rauhen Himmel ſo zarte Muſik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzoſen aus Deutſchland nach Frankreich reiſte. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein ſtarker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der franzöſiſchen Schildwache angelangt, ſprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte ſich die Weſte auf, und rieb ſich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne iſt ſo erbost über die Plünderung des Muſeums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen ſagt, weil er ſich auch, ohne ſich zu wehren, hat fortführen laſſen. Er ſpricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrſcheinlich Folgendes geantwortet: «Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr ſeyd zu Hunderttauſenden geweſen, euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröſtet euch, ſo gut ihr könnt, ich gehe nach Italien, und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich ſo feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir ſagen, ich wäre la crème de la sculpture; aber ein ſtiller Seufzer iſt mir auch genug. Lebt wohl!»

Mit dieſer ihrer Gloire ſind ſie aber in der jüngſten Zeit gar ſehr in die Klemme gekommen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier blos von den Liberalen ſpreche; denn was die Ultra's betrifft, ſo ſind dieſe guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hausweſen und ihren Familienangelegenheiten beſchäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere ſolche Allotrien bekümmern ſie ſich gar nicht. Die Pariſer Liberalen alſo hatten, ſeit dem Sturze Napoleons, jede Anſpielung auf den alten franzöſiſchen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauſpielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben ſie nach italieniſchen. egyptiſchen, deutſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen Alterthümern. Das Herbarium Vivum von ihren getrockneten Lorbern könnten hundert Packpferde nicht ſchleppen. Die arme Theater-Zenſur mattete ſich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie ſtrich und ſtrich; aber wie wäre es möglich, einer ſo geiſtreichen und ſcharfſinnigen Nation, als die franzöſiſche iſt, und die ihren Geiſt überall in der Taſche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzuſtreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde ſie daran feſtgehalten. Die franzöſiſchen Komödien können ſo wenig, als die deutſchen, der Lieutenants entbehren, und ſo oft ſich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach

das Gloire-Fieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jezt aber kam der ſpaniſche Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete ſich. Von Gloire wollten ſie nichts mehr hören, ſie wurden fromm wie die Lämmer, und fanden nichts lieblicher, als daß ſich jedes Volk redlich im Lande ernähre, und ſich um fremder Völker Thun und Laſſen nicht bekümmere. Es wurde alſo anbefohlen, ruhmvolle Anſpielungen fortan mit Kälte aufzunehmen, und ſich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abſcheu wegzuwenden. Aber das Pariſer Parterre läßt ſich nicht ſo ſchnell unter einen Hut bringen, und in den erſten Tagen der neuen Ordnung klatſchten die feurigen Patrioten, wie ſie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein ſchrecklicher Lärm, und ſie logen, daß man gar nicht begreift, wo ſie die Unverſchämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck: von der Polizei angeſtellte Leute hätten Kriegsſcenen beklatſcht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Ober-Hofmeiſterin der Prinzeſſin Europa, hat ſeitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauſcht. Zwar hat ſie durch den ſpaniſchen Krieg einige neue

Aengſten bekommen. So mußte eine Mamſell Mina, die in einem Kotzebue'ſchen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Zenſur jezt beſſere Zeiten, und kann ſich ausruhen. Von der Gloire, die ihr ſonſt ein Dorn in den Augen war, iſt ſie die beſte Freundin geworden. Die Pariſer Straßen ſehen jezt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, verſteckt hinter Büchern, umſtellt von Ofenſchirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben, und ſelbſt darauf wird nicht Rückſicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe ſogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und ſchöne Reverbèren an den Winkeln der Vendoms-Säule aufgeſtellt wurden — da wo ſonſt keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln ſehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber ſind, vielleicht hätte meine kleine Beſchreibung von dem hieſigen künſtlichen Winter der Einbildungskraft der deutſchen Leſer einige Kühlung gegeben, das ihnen erwünſcht geweſen wäre. Denn wie man mir aus Deutſchland geſchrieben, hat es dort dieſen Sommer ſehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht alles! Aber den Engländern iſt es nicht beſſer gegangen; auch ſie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten ſie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt, während ſie ſich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgeſtritten, ob dieſe Waare zu verzollen ſey oder nicht, war der Gegenſtand des Rechtsſtreites zu Waſſer geworden — ein Umſtand, der bei Prozeſſen nicht ſelten eintritt. Noch größeres Mißgeſchick hatten andere brittiſche Handelsleute erfahren, welche

Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeschickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannschaft und Ladung zu Grunde. Diese Gefahren hatte der deutsche antipiratische Verein wahrscheinlich vorher berechnet, sonst hätte er sicher bei dem ihm eignen Unternehmungsgeiste, seine, durch den Schrecken der Raubstaaten müßig gewordenen Flotten benüzt, dem deutschen Bunde, heilsame Abkühlung zu verschaffen!.... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis in Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wissen. Das beste Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die süße Noth, zwischen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will sie nennen: Vanille, pistache, caffé blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin besteht das Wesen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es ist eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich seyn es nach seinen Bestandtheilen, ein Dichter es würdig, ein Stoiker es mit Gleichmuth zu beschreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine französische Windbeutelei, dieser sogenante Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines

Biscuit seyn! Ich genoß, und schämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambrosia munden. Aber Ambrosia ist auch nur ein Wort — man komme und schmecke. Was kann ich von genannter Eis-Art rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß eine wunderschöne junge Frau, die eifrig davon gegessen, und ihr Glas schneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das seinige, in dieses mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, so daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann sich triumphirend herumgesehn, und allen anwesenden jungen Leuten zu verstehn gegeben, sie sollten daraus entnehmen, wie wenig für sie zu hoffen sey — so sehr liebte die junge Frau gefrornen Biskuit. — Diejenigen meiner Leserinnen, die je in Paris, und während dem schön, oder jung, oder reich gewesen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt sich dort alles) die lächelten gewiß voll seliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den Boulevards des Italiens gesprochen. In schönen Sommernächten da sitzen ... säuselnde Bäume ... umgaukelnde Bewunderer ... von tausend Lichtern zauberisch umflossen ... eine herrliche Zitter tönt herüber ... drollige Savoyarden mit ihren

tanzenden Affen, betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig ... und dabei den süßen Schnee herabzuschlürfen, wie das köstlich ist! Ach es denkt keiner daran, wie theuer sich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menschlichen Lüsternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur ſchon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und ſie haben weit zu ſehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und ſie ſoll doch Kranken einen Heilbrief ſchreiben. Tauſend friſche Zweige ſäuſeln mich vom dürren Pulte weg, tauſend Vögel zwitſchern mich hinaus; denn ſie ſäuſeln, denn ſie zwitſchern: Rouſſeau! Rouſſeau! Die Kaſtanienbäume dort, ernſte Greiſe jezt, ſie haben in ſchönern Jahren Rouſſeau gekannt, und mit Schatten bewirthet ſeine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich ſehe in die Fenſter — darin iſt Rouſſeau's Stübchen; aber er iſt nicht daheim. Dort iſt der kleine Tiſch, an dem er die Heloiſe gedichtet; da ſteht das Bett, in dem er ausgeruht von ſeinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht

gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgeſtiegen, kein Gebüſch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — ſie ſind ihm alle begegnet, und er hat ſie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — ſo, ganz ſo hat ihn die Frühlingsſonne um dieſe Stunde auch ſeinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher — die treuloſe, buhleriſche Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und ſie ſah ihn lächelnd an, und jezt, da er fern iſt, lächelt ſie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der ſeufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwiſchen den Dörfern Enghien und St. Gratien, ein See, welchen die Franzoſen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man ſich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländiſchen Tugenden und die ausländiſchen Fehler, müßten den See — ſollte man meinen — das ſtille Meer von Montmorency heißen, ſo groß und ſtattlich iſt er. Wahrlich, als ich ihn geſtern Vormittag ſah — das Wetter war etwas ſtürmiſch — ſchlug er hohe Shakeſpeares Wellen, und war unklaſſiſch bis zur Frechheit. Ich brauchte,

bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze ſchöne Stunde umſchleichen. Herrliche Baumgänge umſchatten ſeine Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über ſeine Wellen. Dieſem See nahe ſind die Badehäuſer angebaut, alle auf das Schönſte und Bequemſte eingerichtet. Die Beſtandtheile des Waſſers kenne ich nicht genau; die chemiſche Analyſe, die der berühmte Fourcroy davon gegeben, habe ich nicht geleſen; nur ſo viel weiß ich, daß Schwefel darin iſt — dieſes herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver geſtoßen, kranke Menſchen heilt. Wahrſcheinlich hat das Badwaſſer von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Converſations-Lexikon — dieſem ſächſiſchen Reichs-Vikar nach Ableben des deutſchen Kaiſers, der den deutſchen Völkern geiſtige Einheit giebt, und deſſen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreiſe mnemoniſch bewahren — kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlenſaurem Natrum aufgelöſtes Eiſen enthält. Aber Montmorency iſt ungleich wirkſamer als Wiesbaden und alle ſonſtigen Schwefelbäder Deutſchlands

und der Schweiz. Die nothwendigſte Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder, iſt, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da wo ſie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu ſchaffen. Paris liegt aber ſo nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteſte zu haben iſt. Aus dieſer vortheilhaften Lokalität entſpringt für deutſche Kurgäſte noch ein anderer ganz unſchätzbarer Nutzen: daß ſie nämlich gar nicht nöthig haben, ſich auf der großen Reiſe von Deutſchland nach Paris mit einer Krankheit zu beſchleppen, welches beſonders bei Gichtübeln beſchwerlich iſt, ſondern daß ſie ſich geſund auf den Weg machen, und ſich erſt in Paris mit den nöthigen Gebrechen verſehen, von wo aus ſie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu ſuchen. Sollten ſie dieſe nicht finden, oder gar unglücklicher Weiſe in Paris ſterben — denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dort alle ſeine Zeit zubringt, und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kaſtanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu ſehen, ſo hat man die Reiſe doch nicht vergebens gemacht. Es giebt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann

man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, ſind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jezt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu ſprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher ſich, beſonders die deutſche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe ſie die Reiſe nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen, und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoiſie verſtoße, wenn ich dieſes als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, ſo entſchuldigt mich meine gute Abſicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, ſchön, verheirathet, geſund und ein Frauenzimmer, würde ich, ſobald ich im Morgenblatte die Anpreiſung des Montmorency-Bades geleſen, wie folgt verfahren. Ich nehme an, ich lebte ſeit fünf Jahren in kinderloſer, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf ſeine landwirthſchaftlichen Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luftſchlöſſer. Er liebte die

Jagd ſehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem ſeinen Willen, und nur an Feſttagen, die ich mir zu dieſem Zweck alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrſchaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unſern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf ſeinen entfernten Maiereien, und wir hätten ſelten eheliche Zwiſte. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leſerinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Perſon, wie Cäſar, und im Indikativ, wie die Weltgeſchichte, von mir erzählen.

An einem ſchönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte ſchlaftrunken, der Himmel löste ſeine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, ſprach er zu ſeinem Oberjäger: «Lieber Herr Walter, ſeyn Sie ſo gut, und laſſen Sie meiner Frau ſagen, daß ich da bin.» Der Graf war gegen ſeine Jagddienerſchaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartenſaale legte er ſeine Taſche ab, und zog die Ladung aus der Büchſe; die Jagd war ſehr unglücklich geweſen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgeſtoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam ſchüchtern herbei, und ſprach mit ängſtlicher Stimme: «Erſchrecken Sie nicht,

Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen iſt es vorüber, Sie brauchen ſich gar nicht zu beunruhigen.« Der Graf ſtieß zornig ſeine Büchſe auf den Boden. — »Elſter, Staarmatz, Gans, was ſchnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber ſoll ich nicht erſchrecken?« Das Kammermädchen erwiederte: »Sie können ganz ruhig ſeyn, die gnädige Gräfin befinden ſich etwas unwohl, und haben ſich zu Bette gelegt.« — »Schon gut, brummte der Graf, ſchick' Sie mir den Heinrich.« — Heinrich kam, ſeinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er ſich ungeſchickt dabei, und bekam einen leiſen Fußtritt; ſo ſanft hatte Heinrich den Herrn nie geſehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer ſeiner Frau. Die ſchöne Gräfin richtete ſich im Bette auf; ſie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. »Was fehlt dir, mein Kind?« frug der Graf ſo zärtlich, als ihm möglich war. — »Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da biſt, jezt iſt mir ſchon viel beſſer. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten.« Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauſpielerin, die ſchon in bedeutenden Rollen aufgetreten, ſtotterte doch, als ſie dieſe Worte ſprach,

und ward roſenroth im Geſichte. Der Graf — er beſaß große Allodialgüter, und war ſeiner ganzen Collateral-Verwandtſchaft ſpinnefeind — als er ſeine Gemahlin erröthen ſah, faßte ein freudiges Mißverſtändniß, und drückte der Gräfin ſo feſt und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Dieſe ſchrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au iſt zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen ſchönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leſerin brauch' ich es wohl nicht zu ſagen, daß jenes Au nichts war, als die erſte Scene einer kleinen dramatiſchen Vorgicht. «Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht ſo ſpät in der Laube zu ſitzen; du haſt dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!» Nach dieſen Worten wünſchte der Graf ſeiner Gemahlin gute Nacht, und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand ſich die Gräfin beim Frühſtück ein, und erklärte ſich für ganz wieder hergeſtellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man ſuchte darnach, es fand ſich nicht. «Steht etwas Intereſſantes darin?» fragte der Graf. Die Gräfin

erwiederte, ſie habe es geſtern, weil ſie ſich zu Bette gelegt, nicht geleſen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und ſchlürfte ein Löffelchen aus der Taſſe ihres Mannes, ehe ſie ihm dieſelbe hinreichte, um zu verſuchen, ob der Kaffee ſüß genug ſey — eine zarte Aufmerkſamkeit, die ſie für feierliche Gelegenheiten verſparte. Darauf brachte ſie ihre eigene Taſſe an den Mund, vermochte ſie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitloſigkeit, und daß ihr der Mund ſo bitter wäre. «Meinſt du nicht, liebes Kind — ſagte der Graf — daß es gut ſey, den Arzt aus der Stadt holen zu laſſen?» — «Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indeſſen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin.» Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, ſchüttelte den Kopf, Frank, ſein Polarſtern, zog ſich hinter Gewölk, und vom menſchlichen Herzen, dieſem Kompaſſe auf dem Meere zweifelhafter Geſchichten, verſtand der gute Doktor nichts. In ſeiner Spezial-Inquiſition erlaubte er ſich verbotene Suggeſtionen; die Gräfin verwickelte ſich in ihren Antworten, klagte über die widerſprechendſten Leiden, ſtotterte, ward wiederum roth.

Der Graf lächelte abermals und sprach: «Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein lassen.»

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der schönen Gräfin auch fort. Sie ließ sich vom Doktor die jüngsten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte diesem endlich: «Waren Sie schon draußen auf dem Freihof beim Baron Habersack gewesen? Er ist krank.» — «Ich bin sein Arzt nicht,» erwiederte der Doktor seufzend. — «Ich weiß das, sagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baronesse von Ihnen gesprochen, sie wird Sie rufen lassen.» — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — «Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baronesse, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herstellen könne, aber der Baron ist eben so geizig, als seine Gemahlin großmüthig ist. Sie verläßt sich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereise als unerläßlich zu seiner Heilung vorschreiben werden.» — «Gnädige Gräfin, eine Badereise wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen.» — «Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelassene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badort würden Sie empfehlen?» — «Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?» —

«Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte ſterben vor Langeweile.» — «Was halten Sie von Ems?» — «Man erkältet ſich dort Abends zu leicht.» — «Lieben Sie Kannſtadt?» — «Ich hatte mir dort ſehr gefallen; ſchade nur, daß die Eſel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt ſo luſtig machen.... Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris, die dortigen Schwefelbäder werden ſehr angerühmt, und ſcheinen mir für meine Umſtände ganz zu paſſen?» — «Ich kenne ſie; glauben Sie doch der franzöſiſchen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Waſſer geworfen, und ſich damit gewaſchen, thut dieſelben Dienſte, wie das Bad von Montmorency.» — «Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reiſe, Paris, die Zerſtreuungen.» — «Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben Recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß ſehr heilſam.» — «Doktor, reden Sie mit meinem Manne, ſeyn Sie geſchickt, Sie werden Mühe haben.» — «Gnädigſte, ich führe eine Schlange in meinem Wappen.»

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb ſich vergnügt die Hände, denn

er hoffte heute noch seinen nahbegüterten Collateral-Verwandten eine schadenfrohe Botschaft zu bringen. «Wartet nur, naseweiser Bruder — sprach er lachend vor sich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zusammen essen, die gesalzen seyn soll.» Endlich kam der Arzt, er stürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und sprach: «Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flasche Madera?» Der Doktor zuckte bedeutend die Achseln. — «Man kann noch nichts sagen, wertheſter Herr Graf. Man muß der Natur Zeit lassen sich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verschrieben, zum Versuch blos.» — «Aber was fehlt ihr denn eigentlich?» — «Es ist eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern suchen muß.» — «Gicht! Doktor. Meine Frau ist erst drei und zwanzig Jahre alt, so jung und schon die Gicht! Ich habe sie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreisen, von dem tagelangen Reiten.» — «Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und stärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet sich jezt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwasser-Trinken.» — Graf Opodeldoc ließ sich das gesagt seyn; er war ein kenntnißvol-

ler Pferdearzt, aber von der Menſchheit in ihrem geſunden und kranken Zuſtande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer ſeiner Frau, ergriff beide dort ſtehende vollgefüllte Zuckerdoſen, und ſchüttete ihren Inhalt zum Fenſter hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbei geflattert, und ſchlich langſam und verdrießlich wieder fort, als ſich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechſelte die ſchöne Gräfin Opodeldoc zwiſchen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunſt und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich ſchien die Arznei anzuſchlagen — ſie mochte wohl ſympathetiſch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon ſeit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpſichore hatte dieſe glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage ſchickte die Baroneſſe Haberſack Einladung zu einem Balle, auf dem ſie vor ihrer Abreiſe ins Bad alle ihre Freunde vereinigt ſehen wollte. Die Gräfin ſchmückte ſich aufs Herrlichſte, ſie war ſchön wie — ein Engel. (Warum iſt die chriſtliche Mythologie ſo arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, ſtand, wie Pygmalion vor ſei-

nem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunstwerk ihrer Hände, und flehte die Götter, sie möchten die Gräfin beleben, und in einen Mann verwandeln. Der Graf selbst zeigte starke Spuren innern Wohlgefallens beim Anblicke seiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß seine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas bersten würde vor Neid, hatte sein ästhetisches Gefühl ungemein geschärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, sie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menschlicher Seelenstärke, einzig in der Weltgeschichte! o glorreichste Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Rosen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunst und Natur bis zum Blenden umschimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tausend süßen Triumphen . . . stieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus, und wollte zusammensinken. Der Graf stützte sie und fragte: «Was hast du, mein Mäuschen?» Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte sie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte sich zu Bette. Sophie, ob sie zwar als Kammermädchen hinter den Kulissen stand, ward doch

überraſcht von dem Staatsſtreiche ihrer Gebieterin, deſſen Geheimniß ſie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligſtes hatte, in das auch die Prieſterin Sophie nicht treten durfte, ſondern nur ſie ſelbſt als hohe Prieſterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er ſich zum Grafen und ſagte mit feierlicher Stimme: «Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen laſſen.» — «Noch einen? rief der Graf. Ein Kongreß! Steht es ſo ſchlimm mit meiner Frau? Iſt eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?» — «Nein, wertheſter Herr Graf, ſo ſchlimm iſt es nicht; aber die gnädige Gräfin ſcheinen kein Zutrauen in mich zu ſetzen, und wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber ſie will nichts davon hören. Sie ſagt, das Geräuſch der Badorte ſey ihr verhaßt, und ſie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu ſprechen. Aber meine Pflicht...» — «Herr Doktor, ich liebe die Badorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?» — «Wertheſter Herr Graf, wir können nicht zau-

bern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur ſind der Blinde und der Lahme; die Natur zeigt uns den Weg, den wir ſie tragen ſollen. Um einen Kranken zu heilen, müſſen wir in ihm den geſunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel anſetzen. Die Gicht iſt eine Krankheit, die ſich aufs Hartnäckigſte vertheidigt, ſie iſt mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen ſie auch im Converſations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt....» Der Doktor ſprach noch länger als eine Viertelſtunde gelehrt und unverſtändlich, um der Gräfin Zeit zu laſſen, ihre Rolle zu rekapituliren. — «Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?» — «Nein, Herr Graf, das Waſſer iſt zu ſtark.» — «Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft.» — «Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Waſſer allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft iſt dort ſchädlich.» — «Welches Bad rathen Sie denn?» — «Das zweckmäßigſte wäre Barrège in den Pyrenäen.» — «Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappiſt attrapiren?» — «Freilich, Herr Graf, Barrège hat ſeine Bedenklichkeit. Das Waſſer von Montmorency bei Paris iſt ungefähr von gleicher Beſchaffenheit.» —

«Herr Doktor, wenn unſer Einer nach Paris reist, ſo koſtet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn ſeyn? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?» — «Schon Hippokrates, in ſeinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin iſt nicht zu bewegen.» — «Das wird ſich finden; wenn ich will, muß ſie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor.»

Graf Opodeldoc brauchte länger, als vierzehn Tage, ſeine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte ſie ein. «Ich will deiner liebevollen Beſorgniß dieß Opfer bringen,» ſprach ſie mit matter Stimme. Sie ward täglich ſchwächer und verließ das Bett nicht mehr. «Liebes Kind — ſagte der Graf eines Morgens — ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausſchicken, du wirſt für die Reiſe noch Allerlei bedürfen.» — «Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin, das Nöthigſte habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie ſich Alles in mir auflöſt, bald ſchließt mich der Tod in ſeine kalten Arme.» — «Kinderpoſſen! Du wirſt in Paris wieder aufleben; dann brauchſt du Flitter genug, und dort iſt Alles doppelt theuer.» — «O mein Gatte,

wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdiſchen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!» — «Wie du willſt!» — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons ſehr, doch, als guter Deutſcher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte ſie ſich geſtärkt, und in Strasburg vermochte ſie mit Leichtigkeit den Münſter hinaufzuſteigen. Oben auf der Platte-Form ſagte der Graf: «Mäuschen, du blühſt ja wieder wie eine Roſe.» Die Gräfin erſchrack, bedachte, wie wenig entfernt ſie noch von der Heimath wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerſchein der Abendgluth zu verſtecken. Als ſie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutſchland kommend, in Paris einfährt, wollte der Poſtillion, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus beſtellt war. Aber die Gräfin befand ſich plötzlich ſo übel, daß man ſich entſchließen mußte, über die Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für ein fièvre non maligne,

und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adreſſen abzugeben, machte Beſuche, empfing Beſuche, nach einigen Tagen war die Gräfin hergeſtellt, und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutſche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße reſtaurirt. Der Graf ſelbſt fing ſich an in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenſchaftlicher Jäger war, und der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Luſt zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom erſten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt, und da ſie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieſes zu häufigen Zwiſtigkeiten mit ihrem Manne. «Er iſt ein wilder Menſch!» ſagte die Gräfin oft. — «Wir gedienten Leute ſind nicht anders!» erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbſt nahte heran, die Rückreiſe konnte nicht länger verſchoben werden. Der Wagen war angeſpannt, der Colonel umarmte ſeinen Freund. «Adieu mon ange!» ſagte er zu Sophie, ihr die Wangen ſtreichelnd; aber vergebens ſuchte er unter Scherzen ſeine Rührung zu verbergen, Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, ſie zu küſſen, dieſe zog ſie zurück

und ließ ihren Schleier fallen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte der Graf: «Du haſt dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er iſt ein herrlicher Mann, ein ächt deutſches Herz.» ... Während auf der erſten Station hinter Paris die Pferde gewechſelt wurden, ſchlug ſich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: «Mein vergeſſen!» Mit freudigem Schreck frug die Gräfin haſtig: «Deine Brieftaſche? Ich habe ſie auf dem Kamin geſehen. Laß uns ſchnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergeſſen; wenn wir nicht eilen, iſt Alles hin.» — «Die Brieftaſche habe ich — erwiederte der Graf — ich meine, wir haben ja ganz vergeſſen, uns in Montmorency umzuſehen.» — «Ueber's Jahr!» liſpelte die Gräfin mit einem leiſen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, deſſen goldene Kuppel in der Abendſonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleiſe auf ſeinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariſer Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Dieſe hatte ſich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm iſt, in Paris zu ſeyn, iſt es für Frauen

noch angenehmer, dort geweſen zu ſeyn und davon zu berichten. Die Herbſtwinde raſchelten, die Blätter fielen. Es kam der erſte November, des Grafen fünfzigſter Geburtstag. Der Graf ſchlief an dieſem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu ſeiner Ueberraſchung Zeit zu laſſen. Er ging hinab in den Saal, und wünſchte ſeiner Gemahlin mit erkünſtelter Gleichgültigkeit und Kälte einen ſchönen guten Morgen. Bei ſeinem Eintreten ſagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: «Geh', Sophie!» indem ſie ihr einen ſanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Geſichte, und ſchlüpfte lachend hinaus. «Väterchen! ſprach die Gräfin mit entzückender Holdſeligkeit — der Graf kam näher — Väterchen! — der Graf ſtand vor ihr — Petit Papa!» — Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie feſt und zärtlich, er zog ſie zurück; ſie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' ich ſo!

XX.

Die Vendome-Säule.

Man muß sehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger französischen Schriftsteller begegnet, welche Beschreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entstanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon sprechen? Napoleon hat sie geschaffen. Um dieser stechenden Wahrheit auszuweichen, sieht man jene armen Herrn sich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen, und stellen für schreibende Höflinge die schönsten Styl-Muster auf. Sie sagen: alle Bauwerke der kaiserlichen Regierung wären schon unter Ludwig XIV. beschlossen worden; Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe seines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. sey auf Gleiches bedacht gewesen, habe es aber unterlassen, um seine Un-

terthanen nicht mit Abgaben zu beſchweren. Dann ſagen ſie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen laſſen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm ſo viele und große Werke entſtanden, der Bewunderung zu entziehen, ſagen ſie: Buonaparte habe zu Pferde der Unſterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunſtwerke größern Nachruhm bringen würden, als ſeine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit ſeiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er ſich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulaſſen: Endlich, weil ſie fürchten noch nicht genug geſchmeichelt, Napoleon noch nicht genug geläſtert zu haben, ſagen ſie: er habe die Baukunſt nicht geſchäzt, die Baukünſtler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, ſie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant geweſen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieſes wahr iſt, muß man ſich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihn, als er noch Kind war, höchſt wahrſcheinlich eine dieſer Perſonen irgend ein Pätſchchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule, ſagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajans zu Rom ſklaviſch nachbilden

laſſen, weil er den Künſtlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiſte zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wiſſen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künſtler unſerer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwiſchen hölzernen Stäben eingeſperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Unterſuchung geſchüzt — das iſt ihr höchſtes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzuſtellen, Allen verſtändlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen ſie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule iſt das ſchönſte unter allen Bauwerken Napoleons; unter ſolchen nämlich, die eine ſittliche Vorſtellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thieriſchen Menſchen gewidmet ſind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuſer, die der franzöſiſche Kaiſer aufführen ließ, ſo muß man geſtehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome ſoll, wie bekannt, die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie iſt rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein ſchönerer Bauſtoff als den der türkiſche Kaiſer zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutſche Zeitung ſchmunzelnd erzählt hat, bei ſeinem Barte geſchworen, in Griechenland eine Moſchee von Chriſtenſchädeln aufrichten zu laſſen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons ſtand. Sie war, wie ihr Urbild, ſo feſt auf den Beinen, daß man ſie abſägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde ſpäter das Pferd gegoſſen, worauf Heinrich IV. auf Pont-Neuf ſizt. Eine finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgiebt. Mit einer Laterne in der Hand ſteigt man den ängſtlichen Weg hinauf, der ſo eng iſt, daß man den Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei ſich Begegnende könnten ſich nicht ausweichen. So ſind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde ſich vor einigen Jahren herabgeſtürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben

zur Laſt. In funfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelſtichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieſer Säule des Ruhms ſchaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutſchen wohlthun würde, wenn es die Binſe größer und ſtärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben ſie, um der Weltgeſchichte Höflichkeit zu lehren, die Inſchrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Beſtimmung ausdrückte. Die Inſchrift war in lateiniſcher Sprache, und die Wenigſten hatten ſie verſtanden: die leere Tafel kann jezt jeder dumme Bauer leſen.

XXI.

Gretry's Herz.

Deutſche Advokaten, Notare, Gerichts-Präſidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben ſchon manche Verſieglung mit Vergnügen veranſtaltet; aber die eines bürgerlichen todten Herzens iſt ihnen ſicher noch nicht vorgekommen. Sie überlaſſen mit Recht dergleichen romantiſche Streiche der Jugend und den deutſchen Calderonen. Ich aber habe eine ſolche Verſieglung mit angeſehen, und ſie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rouſſeau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam ſpäter in den Beſitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und ſtarb daſelbſt. Im Garten liegt ſein Herz unter einer geſtuzten Marmorſäule begraben, die ſeine Büſte trägt und die Inſchrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici. Das mais iſt ſehr ſchaafig; die Franzoſen können keine Grabſchrift machen, ſie verſtehen das Leben, aber nicht

den Tod, und jenes nur, so viel man es ohne diesen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtspersonen aus Paris, mit schweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte schon — und es war eine süße Mai-Dämmerung — aber weder dieses, noch der Gesang der nahe nistenden Philomele, konnte die Priester der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juristische Bänder aus der Tasche, umschlangen damit Gretry's Grabsäule, knüpften sie an das umherlaufende Geländer fest, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und siegelten gehörig. Es war dieses der lezte Akt eines romantischen Prozeß-Drama's, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juristischen Lesern, daß sich die Prozeßkosten auf zehntausend Franken belaufen, so wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug mischen, daß sie sich meine Zeichnung selbst werden ausmalen können.

Gretry starb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, seiner testamentarischen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaise begraben. Vor dessen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer

Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man ſollte das Herz des Verſtorbenen herausnehmen und einbalſamiren; aber einige Glieder der Familie widerſezten ſich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab geſenkt, bis das Gewölbe das ſie aufnehmen ſollte, vollendet ſeyn werde. Nach zwei Monaten, als dieſes Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Dieſen Umſtand benuzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erfahren, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalſamiren, und in eine zinnerne Büchſe legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf ſchrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei ſeinem Leben den Wunſch geäuſſert, daß ſein Herz in ſeinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieſes Wunſches gedenkend, ſey er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt ſchrieb zurück: Er nehme das Geſchenk an, und man ſolle es ihm durch den nächſten Poſtwagen ſchicken. Er ſoll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz portofrei; indeſſen wird dieſes komiſchen ökonomiſchen Verhältniſſes in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in dieſem Verfahren den edelſten der alten Römer, die dem Dienſte

des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand ziſchte auf und dampfte, als der kalte, proſaiſche, kanzleyſtiliſtiſche Brief ſich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umſtände hatten ſeinen frühern Entſchluß abgeändert. Erſtens hatte er unterdeſſen die Eremitage an ſich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war alſo der angemeſſenſte Platz für Gretry's Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgeriſſen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariſer Friede ſey hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des koſtbaren Ueberreſtes eines ſeiner großen Männer berauben. Er ließ alſo im Garten der Eremitage ein Denkmal ſetzen, worunter das Herz gelegt werden ſollte. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum Zweitenmale nach Paris, und breiteten ſich in der Umgegend aus. Herr Flammand flüchtete ſich und ſein Herz vom flachen offnen Lande in die ſichere Stadt, wo der Palais-Royal auch Baſchkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutſchen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage, aus Ehrfurcht

vor dem Genius eines großen Mannes, mit Schonung behandelt, und gegen jede Zerstörung bewacht und geschüzt. Er eilte froh mit seinem Herzen hinaus, und traf zwei junge preußische Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rousseau's Denkmal gekniet, das sich, von der Epinai eitelen Sorgfalt aufgestellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigesezt.

Die Stadt Lüttich schien ihre alten Ansprüche aufgegeben zu haben, und ließ sich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erst im Jahre 1820 brachte sie die Sache wieder in Anregung, und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieser beantwortete den Brief nicht. Darauf schlug der Bürgermeister von Lüttich einen schlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiselle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geschäften von Lüttich nach Paris reiste, dem Herrn Flammand auf diese, oder jene Art, sein Herz zu entreißen. Demoiselle Keppenn, in solchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuversichtliche Modehändlerin verkannte den Geist der Zeit, ob sie zwar die Zeit, als

ihre Waare, genau kennen ſollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus ſey, und als ſie nun mit ihren Abſichten und Reizen vorrückte, wurde ſie zurückgeſchlagen. Da nahm ſie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht, und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'ſche Familie zu entzweien, und ſie wußte ſich von einigen Gliedern dieſer Familie die ſchriftliche Erklärung zu verſchaffen, daß es ihr Wunſch und Wille ſey, daß Gretry's Herz nach Lüttich geſchickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den franzöſiſchen Gerichten, und verlor den Prozeß in der erſten Inſtanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat ſich jezt Herr Flammand an das Caſſations-Gericht gewendet, doch iſt zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form iſt gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug iſt.

Glücklich diejenigen, deren Herz erſt nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieſes hatte vor zehn Jahren aufgehört zu ſchlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in ſeinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es ei-

nige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jezt, nachdem es sieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es seine Ruhestätte verlassen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geschieht aber mit der Grabsäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die: Ton coeur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieses nicht das erste Beispiel einer conjugirten Grabschrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil sie Leben in den Tod bringt. Auf Rousseau's Grabmal in Ermenonville standen die Worte: Ici repose l'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der französischen Revolution Rousseau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inschrift das Wort repose in reposa. Herr Flammand ist übrigens Willens, Gretry's Grabschrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbessern, sondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die französischen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutsche Lapidar-Stylisten werden ersucht, mir darüber ihre ästhetischen Vorschläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anſchlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld, (doch trifft das Eine ſeltner ein, als das Andere,) kann man ſich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienlichen öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anſchlagzettel, die man ganz unentgeldlich, zwar nicht benutzen, doch leſen kann. Paris hat, wie jede deutſche Stadt, ſeine Intelligenz-Blätter, petites-affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derſelben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein proteſtantiſches Dienſtmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen ſucht, wo ſie «ihrer Religion obliegen könne.» Es iſt leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfniſſe in dieſen petites affiches nicht angeboten werden. Erſtens, weil ſie von Fremden und höhern Ständen wenig geleſen werden, und zweitens, weil ſie den Anzeigenden

nicht Platz genug gewähren, sich gehörig auszusprechen. Die Pariser loben ihre Waaren und andere Kunsterzeugnisse niemals im Lapidar-Styl, und wenn sie, weil ihnen etwas gelungen, sich selbst loben, sagen sie nicht wie Cäsar: «Ich kam, sah, siegte!» — sie sind zu bescheiden —. sondern sie gebrauchen viele und große Worte, und erzählen ihre Feldzüge umständlich. Die Anschlagzettel sind ihre Kommentarien. Man findet diese an hundert Häusern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier sind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, sondern sehr kluge Leute. Sie wissen nämlich, mit wem sie es zu thun haben — mit Franzosen, die mit ihren Augen nicht blos sehen, sondern auch hören, riechen, fühlen und schmecken. Darum sind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derselben ein ganzes Quartal des Berliner Freimüthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen sie sich seit einiger Zeit der großen englischen Buchstaben von durchbrochner Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den schwarzen Balken als egyptische Hieroglyphen räthselhaft erscheinen. Ich will einige gute Muster von diesen Anschlagzetteln zur Kenntniß des wißbegierigen Lesers bringen, und dabei den Text

mit den nöthigen moraliſchen Anmerkungen begleiten.

Die erſte Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil ſie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; ſie leuchtete durch ihre Beſcheidenheit hervor. Sie bietet Schreibluſtigen Plumes sans fin an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich ſchreiben — eine in Deutſchland längſt bekannte Erfindung. Schriftſteller, die ſich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu ſorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, ſo fließt dieſe aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeſchraubt wird, unaufhörlich von ſelbſt zu. So oft die Feder trocken geworden iſt, giebt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt ſich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfriſcht ſie.

Neben dieſem Zettel breitet ſich ein anderer aus, der zwei Ellen feine holländiſche Leinwand lang iſt. Die Buchſtaben wechſeln in allen Farben des Regenbogens ab, die ſchwarzen ungerechnet. Oben ſtehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrenneriſcher Sinn erfordert: A bas les perruques! In manchem Schweizer- und deutſchen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behör-

den angesehen werden; hier aber durfte man so etwas, sogar unter Aufsicht der Polizei drucken lassen! Doch scheint es, daß sich die Pariser Polizei auch später eines Bessern besonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: A bas les perruques! sondern, zwar ironischer, aber minder staatsgefährlich: Adieu les perruques! Der Perrücken-Tödter macht bekannt: «Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croitre les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.» O du Haarkräusler, was hast du gethan! Du hast die weißen Haare zerstört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran soll man künftig Jünglinge von Greisen unterscheiden? Wo soll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke suchen? Was soll Mädchen und Fürsten in ihrer Wahl leiten? Das hättest du Alles wohl bedenken sollen, Haarkräusler! — Diesem Zettel schließt sich verwandtschaftlich folgender an: «Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.» Der gefühlvolle Leser wird

ſchon von ſelbſt wiſſen, was er hiebei zu denken hat. — Nützlicher iſt die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, Caléfacteurs genannt. Es heißt von ihnen: «La cuisson commence par quelques centimes de combustible, continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide d'abord bouillant, ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.» Eine ſchöne Erfindung! Jezt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann ſich zwar, vor wie nach, erhängen, erſchießen, vergiften; aber erſäufen kann er ſich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberſchrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimm-Maſchine verhindert dieſes. Dieſe Maſchine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Perſon, die ſich ihrer bedient, ſo daß ſie immer den fünf und zwanzigſten Theil des Körpergewichtes ſchwer iſt. Nach dieſem Verhältniſſe koſtet ſie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält ſich alſo wohlfeil über dem Waſſer, wichtigen Leuten aber koſtet dieſes viel. Auf dem feſten Lande iſt es gerade ſo.

«Gallerie métallique de la fidélité.» Was heißt das? Es wird zur Subſcription auf

eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzoſen abgemünzt werden ſollen. Da werden ſie viel zu thun haben; die fidélité métallique iſt gar groß in Frankreich. Der Proſpektus führt zum Motto: «Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!» — wodurch auf eine feine Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menſchen ſind. — Bücheranzeigen. «L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle» — koſtet 30 Sous. Aber «L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier» — koſtet 3 Franken, alſo das Doppelte. Iſt das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder iſt die Kunſt, mit Männern glücklich zu ſeyn, eine ſchwerere Kunſt, die ſich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eins von beiden muß wohl der Fall ſeyn. — Cravatiana... Das Uebrige kann ich nicht leſen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrſcheinlich ein Lehrbuch über die Kunſt, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigſten der freien ſchönen Künſte! Die Sybilliniſchen Bücher der Pariſer Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Konſulat, wäre einſt ein ſchöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel geſtanden, und habe verſucht, ſich das

Halstuch maleriſch umzubinden; es ſey ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen, und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall ſey ein Gott geweſen. Nie früher habe die langſame Kunſt ſo Herrliches zu Stande gebracht, als hier der raſche Geiſt der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des ſchönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorne Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erſtens, einen dunkelgrünen Papagey — wer ihn zurück bringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man erſieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer iſt in Paris..... Ein junger Menſch «au déséspoir» hat 8000 Franken verloren — wer ſie zurückbringt erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchſtaben ſteht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beiſpiele, daß dieſes Appellations-Gericht, das Urtheil der erſten Inſtanz, welche entſchieden, der Finder ſolle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei iſt eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv

bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem Eigenthümer unter Couvert zuzuſchicken, die übrigen 500 Franken aber könne er für ſich behalten. Es muß alſo in Paris doch nicht ganz an Beiſpielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn ſonſt würde man die Druckkoſten zu ſolchen Anſchlagzetteln nicht verſchwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß ſie das Geld verſpielt. Erſt kürzlich wurde ein wohlgeſitteter junger Menſch von ſeinem Prinzipal mit 50,000 Franken ausgeſchickt. Zufällig führt ihn ſein Weg durch das Palais Royal. Der böſe Geiſt kommt über ihn, er ſpielt, verliert das Geld, und ſtürzt ſich in die Seine. Ueber eine Naivetät der franzöſiſchen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erſchien die amtliche Statiſtik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbſtmorden, die ſich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielſucht geweſen. Und das erzählen ſie ſelbſt! Als wenn die Spielſucht wie die Schwindſucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie ſagen zwar: öffentliche Spielhäuſer wären nothwendige Uebel in Paris; denn ohne ſie würde heimlich geſpielt werden, und dann könne die Po-

lizei keine Aufsicht halten. Das sind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte eben so gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als sie Jeden, der ihr politisch verdächtig geworden ist, ausfindig macht, wenn ihr an dem Einen so viel gelegen wäre als am Andern. Die Sache liegt daran: erstens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld sie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuser als die Kloaken angesehen, wo alles schlechte Volk zusammenfließt, die also die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuser der Polizei als Sklavenmärkte, wo sie ihre geheime Agenten anwirbt und zusammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutschen. Was will der? Er bietet seinen Unterricht in der deutschen, englischen und italienischen Sprache an; die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß sie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutsche Treue! — Madame Garnerin steigt den nächsten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauspiel selbst mit ansehen; am Zettel ist nur das merkwürdig, daß die ersten Plätze 40 Franken die Person kosten. —

Dort das Rieſenblatt mit einem großen Holzſchnitte am Kopfe? Es iſt ein Kapaun am Bratſpieß.... Nein, es iſt ein ungeheures Ochſenauge, von einem Meſſer durchſtochen, welches eine Staarnadel vorſtellen ſoll. Ein Médecin oculiste bietet ſeine Dienſte an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht ſehen können; das Schwert im Auge würde ſie abſchrecken. Der Okuliſt bemerkt ſchlau: «Rien sans lui!» Er führt, mit Namen und Wohnungen, eine Liſte der Perſonen an, die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optiſchen Waaren, und giebt nicht blos die Gläſer, ſondern auch die Augen dazu her. Er hat eine «Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.» Wer ſie in Dutzenden kauft, erhält ſie wohlfeiler. Da der Okuliſt auch Thränenfiſteln heilt, ſo gehört ſeine Ankündigung in das Fach der romantiſchen Literatur. Er wohnt ſehr maleriſch in der Rue de la monnaie. — Ein Zettel in engliſcher Sprache lautet wie folgt: «Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Caffé in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echi-

quier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.» Sehr räthſelhaft! Iſt es eine Männer- oder eine Weiberſtimme? Iſt es eine Herausforderung? Iſt es ein Sirenenlied? Hat ein Engländer unglücklicher Weiſe ſeiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeſchifft, und iſt er ſchnell und erſchrocken an ihr vorbeigeſchlüpft? Doch, was es auch ſey, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauſpiele in fünf Akten geben, ſo iſt dieſe Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italieniſcher Sprache fehlt es nicht: aber deutſche Ankündigungen habe ich noch nicht geſehen. Die einzige öffentliche deutſche Inſchrift, die mir in Paris vorgekommen, ſteht, in goldnen Buchſtaben, an der Glasthüre eines Kaffeehauſes, und lautet: Deutſches Frühſtück. Wahrſcheinlich iſt dieſes Frühſtück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es beſtehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Bierſuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalite.

„Sie ſtirbt daran... Vielleicht beſſer ſo, daß ihre Leiden enden... Wir brauchten eine von Erz... Ihr werdet ſehen, es iſt ihr Salto mortale... Er liebt die Wüſten, wo man horcht der Stimme der Natur... der Silberſtimme der Natur... die Schande? Eine Flaſche Jordan-Waſſer wäſcht alle Flecken rein.“ — Die Reden wurden immer ſauerer, Adelen's Blicke auf Alphons immer ſüßer. Die Gute, hatte auch ihrem armen Vaterlande, ein ſtilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt, und ſie klopfte manchmal an, zu hören wie es ihm ging. Auch jezt horchte ſie, und fragte ihre Mutter: Mama, was iſt denn die Septennalite? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und ſie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für ſich allein, glich an Emſigkeit einem Ameiſenhaufen. Zucker, Salz, Eſſig, ſpaniſchen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald dieſer bald jener

reichte, miſchte ſie zuſammen, eine ſchmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend geſtern war köſtlich! — «Mama!» — Frau von Beauvais begnügte ſich, ihre linke Hand auszuſtrecken, doch ohne dieſer nachzuſehen, und ſprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte ſie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgeſtreckten Zeigefinger, warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das von einer Milch-Lampe erhellt, wie im Mondlichte ſchwamm, und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöſe der ſtreitenden Zungen, uns nicht ſtöre. — Ach die häßliche Zeit wo ſchöne Kinder, uns ohne Zittern die Hände drücken, und ohne Furcht mit uns allein ſind, im himmelblauen Stübchen! «Nun, mein Herr, was iſt die Septennalite?» — Zum Glücke ſchlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu beſinnen. Der lezte Schlag war ſchon fünf Minuten ausgeklungen, und ich ſah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr ſtand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel ſaß auch Adele in einer Bergere. Wer dieſes Mädchen einmal ſah, wünſchte ſie immer zu ſehen, oder ſie nie geſehen

zu haben. Maler würden ihre Pinsel und ihre Palette wegwerfen, und Raphael einen Stümper schelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Criminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu seyn! — «Nun, mein Herr? ... Sie seufzen? ... Sie sind nicht wohl?» Nein, Adele, es war die lezte Saite meines Herzens, die gesprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen bösen Traum. . . «Glauben Sie an Träume, mein Herr?» — Werde ich dürfen, Adele? — «Was träumte der böse König?» — Sie müssen mich besser hören Adele; ich sprach von keinem bösen König, ich sprach von des Königs bösem Traum. . . . Er träumte, er stünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Flusse stiegen sieben Kühe, die waren fett. Dann kamen sieben andere Kühe, die waren mager. . . «Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!» — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich sagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertausend Jahren, lebte ein Jüngling, der Jakob hieß. Zu diesem sprach eines Tages sein alter Vater: — hast du nie geliebt? . . .

«Nie, mein Herr... Nie mein Vater,» erwiederte Jakob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte! — ... So gehe hin mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob ſeines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durſtig war, hörte er eine Quelle murmeln, und er folgte ihrer Stimme. Er ſah ein Mädchen das ſich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verſchloſſen. Jakob nahte ſich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete ſich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsſtrahl ſpaltete ſich, zündete in Beider Herzen, und ſie ſanken ſich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerſt aus dem Entzücken, ſchaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und ſprach: Wie nennſt du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — Ich bin der Sohn Iſaac's und Rebeccas, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an ſeine Bruſt, und ſprach: Hier, hier, wo die Seele ſizt, da war es mir wie gebunden; jezt bin ich frei. Freiheit, ſüße Freiheit! Du

Rahel, reichteſt mir der himmliſchen Luft unvermiſchten Trank. — Rahel ſprach zu Jakob: Hier, hier wo es mir im verborgenen ſchlägt, ach, da war es mir ſo bang und düſter! Jakob mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es iſt mir nicht mehr dunkel. — Willſt du mein Weib ſeyn, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und ſprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter ſeinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen ſprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban, und ſprach: Gottes Segen über euch, Herr Fürſt! Ich heiße Jakob, gebt mir eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und ſchlimmer Herr, und der Zorn kochte in ſeinem Herzen, über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob! ſprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, ſo nehmt ſie, und mit ihr, Knechte und Heerden ſo viel Ihr begehrt. — Herr Fürſt! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach

Rahel steht mein Sinn. — Guter Jakob, sprach Laban sanft und lächelte wieder, Ihr seyd zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter geworden. Dient mir sieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürst! sprach Jakob; und treu diente er seinem Herrn. Jakob und Rahel liebten sich, sie sahen sich, und ungezählt gingen sieben Jahre vorüber. Aber die tückische Lea, tückischer weil sie verschmäht war, kränkte oft ihre Schwester, verläumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im Stillen. Jakobs Dienstzeit ging zu Ende, und der verhießene Tag seines Glücks kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, stand davor; der Priester sprach den Segen. Während dieser murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es ist Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch sie ist unglücklich; ich will ihr Freund seyn. — Der Segen war gesprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erschrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme die er vernommen, war der getäuschten Rahel ihre. Laban der Schelm hatte ihn betro-

gen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom Altare, und ſtürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und ſchwach, und dem Jüngling ſank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und ſprach: Seyd nicht böſe, guter Jakob! Ihr ſeyd zu alt für meine Rahel. Dient mir ſieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachſen, dann ſey ſie Euer. — Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch dieſe ſieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verſchob von Morgen zu Morgen, ſeiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er ſprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg, ſo viel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn ſie liebten ihn, eine auserleſene Schaar, und entfloh mit Rahel. Laban der Schelm, ſezte ihm nach. . . «O bitte mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen.»

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man ſtritt noch immer; Frau von Beauvais wirthſchaftete ſo emſig wie zuvor; man lachte, ſcherzte, aß Gefrorenes und ſpielte Karten. Aber

Adele ſaß am Fenſter neben Alphons, und koßte die lezte Wolke der Eiferſucht von ſeiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalite vergeſſen. Glücklicher Alphons! Liebe iſt noch ſchöner als Freiheit. Liebe, Alphons, und wenn du ſatt biſt — haſſe!

XXIV.

Ariſtokratismus des Geiſtes.

Der Franzoſe von heute (traue ein anderer dieſem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politiſchen Ariſtokratie mit Haß zu bekämpfen wo er ſie findet, mit Spott zu verfolgen wo er ſie ſucht. Daß er aber in Verhältniſſen, die den Menſchen ſo viel näher angehen, wie die Bürgerlichen, als der Rock ihn enger umſchließt, wie die Stadtmauer; daß er in ſeinem geiſtigen Leben einer Ariſtokratie unterworfen iſt, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unſer freiheitsliebender Franzoſe, nicht die leiſeſte Ahnung. Im Reiche der franzöſiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft herrſchen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und ſchnurgerader Anſtand unbeſtritten und ungeneckt. Jeder Grundſatz wird nach ſeinem Wappen, jede Kunſtregel nach ihrer Familie gefragt; ob ſie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herſtammen, und haben ſie

nichts als ihren selbsteignen angebornen Werth, werden sie mit Naserümpfen abgewiesen. Man lese ihre neuesten Tragödien — da ist noch ganz der bestäubte Kanzlei-Styl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, sie bewegen das Haupt noch immer so musterhaft und schwer, als früher da eine Allongeperrücke auf ihm lastete. Vergebens schweben ihre verliebten Schönen im griechischen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbrust, den Reifrock der Frau von Pompadour — man sieht sie nicht mehr aber man hört sie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenschaft — sie sind wie Schönpflästerchen angebracht und geordnet. Der Geschmack ist ihr Despot, vor dem sie kriechen. Man lese ihre Werke über Gott und Menschheit; euer Geist fordert Brod, und man giebt ihm gepeitschte Sahne. Noch immer glauben sie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenschaum der Philosophie abzuschlürfen, und es sey kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die besten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — diese theatralischen Stellungen, diese Koketterie, diese Gallafarben, diese geschnörkelten Faltenwürfe, diese frisirten Haare — es ist ganz der alte Hofpomp

von Verſailles. Wer iſt der große junge Menſch auf dem Schlachtgemälde dort, der ſich für den erſten hält, weil er vorn ſteht, der ſich ſpreizt wie ein Bühnenkönig, und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Iſt es der Tambour-Major der alten franzöſiſchen Kaiſergarde? Nein, es iſt Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künſtlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichſte aller Geiſtes-Sünden, weil das Verderben, das ſie anſtiftet, nicht wie bei Shakſpeare, Beethoven und den altdeutſchen Malern, ein Austreten des Genius, ſondern deſſen Dürre zum Grunde hat — dieſes manierirte Weſen durchfröſtelt die Franzoſen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Muſik machen und dieſes mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme ſpüren, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünſtelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häuſern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man ſtatt mit Backſteinen mit Laub ausgefüllt, und ſtatt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte ſo kommen! Seit Franz I. haben die fran-

zösischen Könige und ihre Hofleute die Wissenschaften und Künste begünstigt, und diese suchten, wie alle Günstlinge, ihre Gunst durch dieselben Mittel zu erhalten, wodurch sie sie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundsätze, Neigungen, Leidenschaften und Launen ihrer Beschützer. Dieses hat sich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrscht der Hof Frankreichs Geister, nur daß dieser Hof größer geworden ist, daß ihn, wie sonst die Gitter der Tuilerien, jezt die Mauern von Paris umschließen. Die Aristokratie der Hauptstadt läßt in Frankreich keine Geistesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geistige Leben sehr theuer ist, muß man, um alles zu genießen, sein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteste Ruhm sich nach acht Tagen verjährt, und jeder vergessen ist, von dem man eine Woche nicht gesprochen, muß der geistreiche Mensch seinen Schatz zu Goldschlägerblättchen dünn schlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung statt finden? Alle Werke der französischen Wissenschaft und Kunst werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, sondern auch beurtheilt, so daß sich Richter und Partei in einer Persönlichkeit vereinigen — wie kann da

Belehrung ſtatt finden? Aber den unſeligſten Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft üben die politiſchen Parteien aus. Dieſe Parteien rekrutiren ſich, wie ſich ſonſt die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt; wer fähig iſt eine Flinte zu tragen, und ſie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftſteller und Künſtler der ihr gegenüberſtehenden herabſezt, das verſteht ſich von ſelbſt und ſchadet nicht viel; denn unverdienter Tadel iſt mehr geeignet aufzumuntern, als niederzuſchlagen. Das Verderbliche iſt darin, daß jede Partei die Werke der Künſtler und Schriftſteller, die unter ihrer Fahne ſtreiten, unverdient lobt.

Was ſich die Ultras hierbei zu Schulden kommen laſſen, braucht nicht gerügt zu werden; denn dieſe Partei iſt ſo alt wie die Welt, und ihre Fehler ſind zu tief gewurzelt, als daß ſie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung iſt, und deren Schwächen neu ſind, muß man dieſe vorhalten. Sie ſollte wiſſen, daß es ihr Zweck ſeyn muß, dem Geiſtigen die Herrſchaft über das Materielle, dem friſchen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Geſetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg ſchon halb errun-

gen iſt, wenn ſie den Feind dahingebracht, mit den Waffen des Geiſtes zu fechten. Warum alſo die Künſtler und Schriftſteller, die auf der Seite der Ultras ſtehen, herabſetzen? Da ſie mit dem Geiſte ſtreiten, ſtreiten ſie auch für den Geiſt, für die Wahrheit alſo, ſie mögen es wiſſen oder nicht, ſie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andre Fehler, den die Liberalen begehen, iſt der ſchon gerügte, daß ſie alle ihre ſtreitbaren Talente in der Hauptſtadt zuſammenhäufen, daß ſie, ſtatt gegen die Ariſtokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn ſie ſie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es iſt zu wiederholen: die Franzoſen ſind einſeitig, und dieſer Fehler tritt gegenwärtig um ſo ſtärker hervor, gerade weil ſie ſich bemühen, ſich davon frei zu machen. Die Sprache, dieſe Kleidung des Geiſtes, iſt ihnen zu frühe angemeſſen und gefertigt worden, und da ſie täglich wachſen und vollkommner werden, werden ſie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten ſie ſtatt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, ſo würden ſie zwar langſamere Fortſchritte, aber auch keine Rückſchritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft.

Der Einfall eines engliſchen Schauſpieler-Trupps in das Gebiet der franzöſiſchen Eitelkeit, war ſeit vierzehn Tagen angekündigt. «Nous verrons,» ſagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieſes Blatt, eines der ſchlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimniſſen ihrer Gebieterin. Zwar machte es ſpäter ein gar frommes Taubengeſicht, und ſagte: Freilich müſſe jeder brave Franzoſe die Engländer haſſen, aber Künſtler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Schauſpielern müſſe ja Allen erwünſcht ſeyn, da nicht zu zweifeln wäre, wie ſie ausfallen würde; man möge alſo ſo gut ſeyn, und ſich ruhig verhalten. Aber dieſer dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunſch und Erwartung durchleuchten, man werde die engliſchen Schauſpieler mit Händen und Füßen zurück-

weiſen, und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anſchreiben. — Und es geſchah.

Die Engliſchen hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf ſechs Vorſtellungen abgeſchloſſen. Die erſte Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: «By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare.» Dieſe marktſchreieriſchen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauſpieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eiferſucht des Othello, die der Franzoſen zu ſehen war Jedermann geſpannt. Das Gedränge vor dem Hauſe war unbeſchreiblich, und das Heer von Gensd'armen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug geweſen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte dießmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzoſen zu beobachten. Jeder ſtrengte ſich mit Händen und Worten an, ſich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenſtöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die geſprochenen Grobheiten waren wie in Muſik geſezt. Endlich ward

auch ich in das Haus geflutet, und im Orcheſter hart neben dem Soufleur-Kaſten ausgeworfen. Die Vorſehung hatte mir dieſen Platz angewieſen, denn ich war von ihr beſtimmt, am heutigen Tage eine der erſten Rollen zu ſpielen.-

Das Haus war kaum angefüllt, als ſogleich das Schauſpiel begann; nicht das Schauſpiel welches die Schauſpieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) ſondern das, welches die Zuſchauer gaben. Man übte ſich im Schreien, im Pfeifen, im Quiecken, im Pochen, im Singen, und in allen übrigen akuſtiſchen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuſchlagen gedachte. Ein frommes deutſches Ohr, wie das meinige, von der zarteſten Kindheit an gewöhnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erſchrocken zurückzufahren, war ganz erſtaunt zu hören, daß man ſich in Gegenwart der Gensdarmen ſo viel herauszunehmen wagte. Dieſe aber bewegten ſich nicht, und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des erſten Ranges, mit lauter Stimme «la Canaille» rufen. Da ward das wüthende Geſchrei noch allgemeiner und ſtärker. «A la porte, à la porte, Martainville!» riefen mehr als tauſend Stimmen. Dieſer Söldling der Ariſtokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc, war es, wel-

cher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und stolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeschrei verachten; er zog die Achseln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche schrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten sich, diese Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu lassen, und man bestand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handschuh wurde ihm ins Gesicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatschen im ganzen Hause. Jezt erhob sich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachspotten der breiten und zähen englischen Worte, und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer seyn. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obst, Sousstücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauspieler. Diese aber zeigten eine unerschütterliche Festigkeit und spielten fort, als herrschte die aufmerksamste Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime gespielt. Ich bemerkte nur sehr wenige Zuschauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute sich doch dieses bürgerlichen

Schauſpiels, das hier mit ſo vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger, ſauberer Menſch, der neben mir ſaß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den engliſchen Othello mitgebracht, wahrſcheinlich um ſich in der richtigen Ausſprache zu üben, denn er folgte den Schauſpielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geſchrei nichts hören. So oft nun die Inſurgenten irgend ein losgelaſſenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Menſch außer ſich, und ſprach ironiſch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! «Was werden die Fremden, was die Deutſchen von der franzöſiſchen Urbanität denken!» rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einen, wenn auch nur ſporadiſchen Reſpekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich ſein Klagelied mit ſang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — ſagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte ſich Othello, bis zur Mitte des dritten Aktes, mit Mühe und Gefahren durch. Da entſtand ein Wortwechſel zwiſchen zwei Zuſchauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, paniſcher Schrecken ergreift alles, das halbe Par-

terre wälzte ſich zum Orcheſter hin, ſprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bäſſe, und ſchickte ſich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um dieſem böſen Beiſpiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erſte, der auf die Bühne ſprang, die andern hinten drein. Jezt ließ man den Vorhang fallen. Gensd'armes füllten die Scene, um das fernere Vorauſſtürmen der Zuſchauer zu verhüten. Auf der Inſel Cypern war ein tolles und luſtiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, ſchäkernde Schauſpielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Geſichtes abgeſchwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikaniſche Wange; die ſanfte Desdemona ſchimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Basgeige hingeſtreckt; Jago trug einen Frack über ſeiner Ritterkleidung und ſchien mir die beſte Seele von der Welt zu ſeyn. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende geſpielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelaſſen wurden. Man begnügte ſich, Desdemona ohne weitere Umſtände erwürgen zu laſſen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauſpieler, es ſchrie, pfiff und lärmte bis ans Ende. Von ſehr komiſcher Wirkung war es, daß in einem kleinen Luſtſpiele mit Geſang, welches auf Othello folgte, Gallerie und

Parterre an allen Gesängen Theil nahmen, und die Stimmen der unerschrocknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erschallen. Die Liberalen entschuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menschenfreundlicher Nachsicht. Mit Unrecht. Der Jugend ist wohl Verblendung zu verzeihen, weil sie von zu starkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. « Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national, » wären etwas zu weit gegangen — sagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariser Jugend einen so schlechten Tisch führt, jener Horreur ist eine Speise, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meisten erstaunen muß man über die grauen, erfahrenen französischen Freiheitsmänner, die doch sonst so argwöhnisch auf alle Schritte der Macht, und so scharfsichtig sind, ihre Listen zu entdecken — daß sie sich hierin so zum Besten haben lassen, nicht einsehen, daß jener Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen ist, genährt die Völker feindlich auseinander zu halten, um sie getrennt so leichter zu beherrschen,

und daß ſie vergeſſen, daß zu allen Zeiten die Herrſchſucht die Leidenſchaften der Freiheit benüzte, um ihre eignen zu befriedigen. Die ariſtokratiſchen Blätter auf der andern Seite, hielten es mit dem Neger von Venedig, und nannten die jungen Menſchen, die ſich herausgenommen ihn auszupfeifen; Jacobins, régicides, Séides d'une faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état. Daß übrigens beide Parteien, in ihrer literariſchen Kritik des Othello übereinſtimmend behaupteten: freilich könne man Shakſpeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der engliſche Dichter ſey doch nicht ohne Gutes — das verſteht ſich von ſelbſt; wenigſtens das Erſtere.

Zwei Tage ſpäter wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Luſtſpiele von Sheridan, welches in Deutſchland unter dem Namen die Läſterſchule bekannt iſt. Man hatte die Preiſe der Plätze erhöht und glaubte damit etwas ſehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt, als das vorige Mal, und von der nämlichen Menſchenklaſſe. Ich war dieſes Mal ſo vorſichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz, und beſah das Schlachtfeld aus der Vogel Perſpektive. Noch heftigeres Toben als

das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwischenspiele. Er ließ sich sehen, und à la porte Martainville, à la porte le vil Martain, donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da schickte man sich an, seine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jezt erhob sich der Vorhang; aber sey es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, ihm zu widerstehen — nicht die erste Scene konnte ausgespielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jezt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den französischen Schauspiel-Direktor, der so unfranzösisch gewesen, Engländer auf seiner Bühne erscheinen zu lassen. Der Gerufene kam. Nüsse, Talglichter, Handschuhe flogen ihm ins Gesicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramen-Direktor sprach Einiges, das ich nicht verstand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortspielen oder nicht? Und ein donnerndes «non» erschallte, mit einer Einstimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es sich die besteingeübten Chöre in der Braut von Messina hätten zum Muster nehmen können. A bas

les Anglais, point d'Etrangers en France, ſchrie es von allen Seiten. Der Direktor verſprach ein franzöſiſches Stück und trat ab. Der Zorn legte ſich, und ein Luſtlärm begann. Das Parterre ſtimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jezt traten die franzöſiſchen Schauſpieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeſchrei empfangen, jedes Wort wurde beklatſcht. Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas des beafsteeks, rief Einer von der Gallerie herab. Bis, bis, ſchrie das Parterre, und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende geſpielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergeſtellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelaſſen, der geforderte Direkteur erſchien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergeſehen haben, denn man hörte Waffengeräuſch hinter dem Vorhange, man ſah die Inſtrumente aus dem Orcheſter wegtragen. Jezt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrſcheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob ſich das ganze Parterre, ſtürzte ins Orcheſter, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf

sie dem Hute nach. Jezt erhob sich der Vorhang, das Schauspiel begann, und mit solcher natürlichen Natur wurde noch nie gespielt. Eine Kompagnie Gensd'armen stand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten stand diese Streitmacht unbeweglich stille, und versuchte ihre Meduſenkraft. Aber dieser Anblick machte die Wuth der Zuschauer nur flüssiger. Die Stühle flogen den Gensd'armes an die Köpfe, und als die Stühle erschöpft waren, riß man die Bänke los, und schleuderte sie hinüber. Staubwolken und Angstgeschrei der Weiber erfüllten das Haus. Jezt kommandirten die Offiziere zum Angriffe. Die Gensd'armes mit gefälltem Bajonette drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf sie herabgeworfen, viele stürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der Lezte der blieb, um das Schauspiel bis ans Ende zu sehen. Da stürzten drei Rieſen auf mich los, und stießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unschuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über diese Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankensünden, und verehrte in meinem Herzen die alles erforschende Nemesis.

XXVI.

Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre.

Die franzöſiſchen Blätter, welche mit ſympathetiſcher Dinte ſchreiben, nämlich im guten Geiſte — was wir ſo nennen — malten wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker, ſich immer der Ernſt ihres Lebens verrathen. So bei den Griechen, in den Olympiſchen, Iſthmiſchen und Nemäiſchen Spielen; ſo bei den Römern, in ihren Gladiatoren-Kämpfen; ſo in den Ritterſpielen des Mittelalters; ſo in den Spaniſchen Ketzergerichten; ſo im Venetianiſchen Carneval; ſo endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche ſeit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt, und deren Schauſpiele in dieſer lezten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung iſt wichtig und erſprießlich; nur muß ſie das Urtheil, bald zur gehörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterſcheidung führen — welches aber jenen Blät-

tern nicht immer gelungen iſt. Die Spiele der Griechen, waren nicht Blüthen, ſie waren Früchte ihres Ernſtes. Bei dieſem glücklichen Volke, ſaß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch ſinnlicher Genuß, alleinherrſchend auf dem Throne des Lebens; ſie ſtrebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und ſie erfreuten ſich einer reinen Demokratie aller ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerſchaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers; alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, ſchickten ihre Abgeſandten und Vorſteher nach Olymp. Es war ein Erntefeſt, wie wir ſeitdem kein zweites ſahen. Rom, von einer Wölfin geſäugt, war raubgierig bis zu ſeinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubſucht blieb, nur daß das liſtige Fiſchernetz an die Stelle des offendrohenden Gebiſſes kam. Im Kriege tauchte Rom ſein Schwert, im Frieden ſeine Blicke in Menſchenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterſpielen war das Spiegelbild, nicht eines ſchönen, doch eines würdigen Ernſtes. An die Stelle der jungfräu-

lichen Grazien, waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten, und pflegten mütterlich das Leben — derer die eins hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer schöner, als eine spätere, denn es ist besser, daß Viele vieles, als daß Alle nichts sind. In den Lustfeuerwerken der spanischen Inquisition, leuchtete der gräßliche Widerschein, eines gräßlichen Ernstes. Das spanische Volk, wahnsinnig fromm, begoß mit Menschenblut die himmlische Palme. Und man wolle nicht sagen, nicht das Volk habe das gethan, sondern die geistliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es selbst, und es hat sie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden, steht Schwäche auf der ersten Sprosse, Feigheit auf der zweiten, und über diese weg muß die Macht schreiten, will sie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei sizt. Das venetianische Carneval, war, abgerechnet was christlicher Kultus überall in diese Lustbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eifersucht und der Untreue, der Herrschbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrscher und Unterthanen vermummten sich, jene, um zu lauern, diese, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verschieden, sind die Wett-

kämpfe, welche die neuen Franzoſen auf dem Felde des Kunſtfleißes anſtellen. Dort war es immer ein ſittlicher Zweck, ein guter oder ein ſchlechter, ein ſchöner oder ein häßlicher, der ſpielend erſtrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entſagung, oder der Wahnſinn der Selbſtverleugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrſcherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird nichts getrieben und vergolten, als der Verſtand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückiſch und ſchadenfroh: Im Flore des franzöſiſchen Kunſtfleißes, zeige ſich die Frucht der Macht, die ſich ſeit der Revolution der Bürgerſtand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich iſt es ſo. Iſt das aber ein erquicklicher Zuſtand? Iſt das ein wohlthuendes Schauſpiel? Bei den Griechen, war die Freiheit ein Geſchenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verſchmähete; jezt iſt die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Poſitive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerſtrebung in der Regierung — wie es auch die urſprüngliche und einzige Beſtimmung jeder Regierung iſt, ſich dem Misbrauche der

Freiheit zu widerſetzen. Jezt aber iſt die Regierung das Poſitive und das Volk das Negative, der Wille iſt in der Regierung, und das Hinderniß im Volke, und wir Alle ſind ſo gut erzogen, daß ſelbſt die heftigſten Liberalen ihre Wünſche zu nichts höherm hinaufſchwindeln, als nur eine recht ſtarke Oppoſition zu haben. Iſt dieſer Kriegszuſtand ein erfreulicher? Iſt es erquicklich zu ſehen, daß ein Volk die Macht belagert, und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und iſt das die Zufriedenheit, welche der Reichthum des franzöſiſchen Bürgerſtandes, jenen Wortführern einflößt, dann ſind ſie ſehr genügſam, oder ſehr unverſtändig.

Will man genau ausmeſſen, wie weit die Wettkämpfe der Franzoſen von denen der genannten alten Völker, an ſittlicher Bedeutung abſtehen: ſo vergleiche man die Preiſe, die hier und dort den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreiſes iſt gleichgültig; Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — ſie waren alle ſinnbildlich. Aber wie verſchieden iſt die Wirkung, die ſie hier und die ſie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei ſeiner Söhne zu den Olympiſchen Spielen, und ſie gewannen beide

den Preis. Kaum hatten ſie die Krone erlangt; als ſie ſie auf das Haupt ihres alten Vaters ſezten, dieſen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und einige riefen: «Stirb Diagoras; du haſt nichts mehr zu wünſchen!» Und auf dieſes Gebot ſtarb der Greis, niedergedrückt von der Laſt ſeines Entzückens.... Ein Anderer hatte im Wettrennen geſiegt; aber die Richter verſagten ihm den verdienten Kranz, weil er ſeinem Mitbewerber ein Bein untergeſtellt, welches gegen die ſtrenge Ordnung war. Ueber dieſe getäuſchte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verſtand, ſtürzte im Wahnſinn in eine Kinderſchule, warf die Säule um, die das Dach trug, und ſechzig arme Kinder wurden zerquetſcht! — Mehr als hundert franzöſiſche Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß ſein Sohn et Compagnie im Wollentücher-Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tauſend andere Fabrikanten die ſich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verſtand verloren, und in ſeinem bedauernswürdigen Wahnſinne unter dem Fabrik-

preiſe verkauft. Das iſt der Maaßſtab für ſonſt und jezt.

Treffender iſt eine andere Vergleichung, welche jene Blätter angeſtellt: eine Vergleichung der jetzigen Zeit, nicht mit der älteſten, ſondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Leſers in die Mitte eines Ritter-Turniers am franzöſiſchen Hofe. Der König auf ſeinem Thron; die herrlich ſchönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die ſchimmernden Waffen, den Sammt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeſchirr, den glänzenden Stahl, die ſtolzen Reigerfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter iſt ein bleiches Volk in Lumpen! Aber dieſe Waffen, dieſen Sammt, dieſes Gold, dieſes Pferdegeſchirr, dieſen Stahl, dieſe Reigerbüſche, dieſe koſtbare Seide, dieſes Leder ſogar — Syrien, Perſien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianen, haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzoſen verfertigt. Am Hofe war Laſter, Liſt und Reichthum; im Volke war Unwiſſenheit, Tölpelhaftigkeit und Armuth.

Faſt merkwürdiger, als das Schauſpiel, dünkte mir der Schauplatz der Induſtrie-Ausſtellung.

Im Louvre fand ſie ſtatt; in dieſem Louvre das Jahrhunderte die mächtigſten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen ſeyn, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttauſende von Bürgern und Handwerkern, gingen nun mit beſtäubten Füßen in den Königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen ſo berühmten Säulenreihen, waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erſtaunen preis gegeben, und ſie ſahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menſchengeſchlechter, nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgeſehen! Das franzöſiſche Volk hat ſich die Ehre des Louvre genommen — das iſt nicht etwas, das iſt viel.

Das ganze erſte Geſchoß des ein Viereck bildenden Louvres, deſſen vier Seiten den Hof einſchließen, war den Induſtrie-Erzeugniſſen eingeräumt. Sie füllten zwei und funfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung welche die Behörde ſowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuſchauer, als zur bequemen und gefahrloſen Aufſtellung der Waaren getroffen, war muſterhaft. Unter dem öſtlichen Thore des Pallaſtes, waren zwei gegen einander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem weſtlichen Thore, ebenſo, zwei für den Ausgang beſtimmt; ſo daß

die Kommenden und Gehenden, nicht auf einander stoßen und sich hindern konnten. Ob zwar die Säle des ganzen Geschosses alle in Verbindung stehen, und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, so war doch, um den Strom der ungeheuren Menschenmenge zu theilen, die Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabsteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufsteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längst der Wände aufgestellt, und durch starke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zusammengestellt. Jeder Fabrikant hatte auch seine eigene Nummer, und diese Nummern und Klassifikations-Tafeln, korrespondirten mit dem gedruckten systematisch eingerichteten Catalog. Die Verzierung der Waarbuden blieb den ästhetischen Grundsätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlassen, und hier zeigte sich überall die Gefallsucht und der gute Geschmack, welche den Franzosen so eigen sind. Sie hatten ihre Buden, wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau, ganz theatralisch ausgeschmückt. Kein Pro-

dukt war ſo ſchön, daß ſie es nicht durch eine ſchickliche Umgebung noch zu verſchönern wußten; keines war ſo unbedeutend, daß ſie nicht verſtanden, ihm durch eine gewiſſe Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eiſernen Feilen, die man zu großen ſtrahlenden Sonnen um einen Mittelpunct vereinigt, war alles eingerichtet, die Sinne zu beſtechen, und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das verführeriſchte drappirt, und manche ſchöne unſchuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Induſtrie-Ausſtellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An dieſem Tage nämlich, konnte man nur vermittelſt einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es jedem leicht, ſich eine ſolche Karte zu verſchaffen, bis die Zahl erſchöpft war; indeſſen befleißigte ſich die vornehme Welt, ſich nur an dieſen Gala-Tagen im Louvre zu zeigen. Dieſe Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum ſo getroffen, um den reconvalescirenden Pariſern nach und nach wieder Geſchmack für ariſtokratiſche Categorien beizubringen.

Eigentlich iſt die Induſtrie-Ausſtellung beſtimmt, Muſter von neuen, von vervollkomm-

neten, oder ſolchen Waaren zu vereinigen, die bei gleicher Güte, ſich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departemente, entſcheidet, was würdig ſey, zur Ausſtellung zu gelangen. Indeſſen ſoll ſich dieſesmal die Jury nicht ſehr anſpruchsvoll bezeigt haben, ſo daß manches zur Preisbewerbung zugelaſſen wurde, was dieſe Ehre gar nicht verdiente. Auch hatte die oberſte Verwaltungsbehörde, den Präfecten ſehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß ſie ihre Erzeugniſſe, nicht blos in eben zureichenden Muſtern, ſondern in ganzen Stücken und in Menge aufſtellten. Auf dieſe Weiſe hat die Induſtrie-Ausſtellung, die bei weitem nicht ſo glänzend war, als es die Vorige im Jahre 1819 geweſen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und ſie iſt zur wahren Meſſe geworden. Die liberalen Blätter ſagten, dieſes ſei geſchehen, um der Aufmerkſamkeit der Pariſer, die man von dem ſpaniſchen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauſpiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch' einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Iſt im proſaiſchen Klima unſeres Welttheils Induſtrie die Wur-

zel der Freiheit, ſo iſt es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Intereſſe des Tags, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl, das Obſtbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihete merkt auch hier die Liſt des Himmels, ſpottet der betrogenen Betrüger, und ſagt dem Vertrauten leiſe und lächelnd ins Ohr: die Vorſehung fiſcht wieder im Trüben!

Daß die franzöſiſchen Fabrikanten, welche an der Induſtrie-Ausſtellung Theil genommen, an Gewinnſucht und Eitelkeit mit einander gewetteifert haben werden, das läßt ſich wohl denken. Auch iſt es ſo leicht zu erklären, als zu entſchuldigen. Iſt ein einzelner Menſch eitel, mag man es verzeihen, hat er Verdienſte; wer giebt ſich die Mühe unſere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht ſelbſt thun? Hat er keine Verdienſte, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem Einen giebt ſie baare Vorzüge, dem Andern das Papiergeld der Einbildung, und ſo wird jeder zufrieden geſtellt. Iſt aber ein Volk eitel, ſo iſt das abgeſchmackt, und gar nicht zu entſchuldigen; denn jenes Surrogates der guten Eigenſchaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa giebt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und

es braucht auch nicht der Herold ſeiner eigenen Verdienſte zu ſeyn, weil Neid und Eiferſucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu ſtellen. Darum ſind die Franzoſen mit ihrer Nationaleitelkeit ſo unerträglich; darum ſind ihre liberalen Schriftſteller, die dieſen National-Egoismus zu erhalten und zu verſtärken ſuchen, ſo ſehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung, haben ſie bei jeder Gelegenheit auf die Geſchmackloſigkeit der Engländer einen hämiſchen, auf die niedere Bedeutung deutſchen Kunſtfleißes einen ſtolzen Blick geworfen. Man könnte ſie fragen: Iſt dieſes Silbergeſchirr geſchmackvoller, weil es in London minder geſchmackvoll verfertigt wird; iſt dieſer Zeug beſſer, weil ihn die deutſchen Fabrikanten nicht ſo gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerſtören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; ſondern im geſelligen Frieden, wobei ſich die Völker gegenſeitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauſchen, und ihre Mängel wechſelſeitig ergänzen — ſuchen die liberalen franzöſiſchen Schriftſteller ihr Volk im Hochmuthe zu iſoliren; und da ihnen hierbei kein böſer Wille zuzuſchreiben iſt, ſondern nur Unverſtand, ſo möchte man ſie

lieber ſchon Vormittag, als erſt Nachmittag in ein Tollhaus ſperren. Aber ſie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einſt in dieſem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde ſie die, von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzoſen benutzen, ſie zu Eroberungen nach dem verhaßten England, oder dem verachteten Deutſchland zu führen, und das leichtſinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erſt, nachdem es ſiegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdeſſen das Kartenhaus ihrer Konſtitution tückiſch umgeblaſen!

Ehe ich zu dem Einzelnen der Induſtrie-Ausſtellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darſtellung dieſes wichtigen Schauſpieles, gar viele Kenntniſſe fehlen. Zu einer ſolchen gebührlichen Beſchreibung, müßte man das Fabrik- und Maſchinenweſen verſtehen; man müßte die verarbeiteten Natur-Producte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waaren bekannt ſeyn. Um der franzöſiſchen Induſtrie in ihrer jetzigen Beſchaffenheit den gehörigen Rang anzuweiſen, dürfte auch einem die der übrigen Länder nicht fremd ſeyn. Und gar viele Einſichten

würden noch erfordert, die mir mangeln. Indeſſen beruhigt mich der Gedanke, daß eine ſolche gründliche nationalökonomiſche Darſtellung, zu einem Ernſte führen würde, welcher den Leſern, für welche dieſe Blätter beſtimmt ſind, nicht willkommen wäre. Ich werde von ſolchen Dingen ſprechen die auch jedem andern auffallen würden — weil ſie glänzen, weil ſie ſchön ſind, weil ſie zu täglichem Gebrauche beſtimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil ſie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche beſtimmt ſind; von Dingen endlich, die man gern ſelbſt beſitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen ſchenken möchte, wenn man Geld genug hätte ſie zu kaufen. Wer aber die Induſtrie-Ausſtellung geſehen, und nicht im Stande war, ſich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei koſtbare Erfahrungen ganz unentgeldlich mitnehmen: wie Vieles der Menſch nicht entbehren, und wie vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnſucht, hat Ternaux ein Solo geſpielt, und es gebührt ihm daher eine beſondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergeſſen darf, in Paris die Marktſchreierei ganz geſchwiſterlich mit dem

wahren Verdienste lebt, so soll zuförderst von Ternaux's wahren Verdiensten gesprochen werden. Er ist der erste Fabrikant in Frankreich und beschäftigt zwölf Fabriken, zum Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Ensival und Paris. Ihm am meisten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikwesens seit dreißig Jahren, und er war der erste, der die Hydraulischen Maschinen der Engländer einführte. Er war zweimal in diesem Lande, um dessen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkstätte (atelier d'épreuves) um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verschwendet auf die Versuche zu neuen Stoffen, jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten, hat er Handelshäuser errichtet, die sich nur mit dem Vertriebe seiner Produkte beschäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er seine Waaren auf Kredit gäbe. Auf seinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schafen, und von jenen Ziegen deren Haar den Stoff zu den Cachemirs giebt, und welche Ternaux zuerst aus Persien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls, werden sogar im Orient begehrt,

und die Schönheiten des Serails in Conſtantinopel, die Indiſchen Bajaderen, und die Frauen in Perſien, ſchmücken ſich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verſtändiger Induſtrie eine Vorſtellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane konfiscirt worden ſey. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwiſchen Frankreich und England, habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu confiſciren, die von dem Einführer zwölf Prozent unter dem Preiſe angegeben würden. Ternaux habe aber bewieſen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis, der wahre Verkaufspreis ſey, und daß er noch dreißig Prozent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus dieſem Grunde eine Confiſcation ſeiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Prozeß gewonnen... Früher gab Ternaux zehntauſend Arbeitsleuten Unterhalt; jezt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maſchinen, beſchäftigt er nur noch ſechstauſend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienſt links zu ſeyn. Es giebt nichts angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu ſeyn, und nebenbei ungeheuer reich. Man iſt dann im Beſitze einer ſehr romantiſch gelegenen

Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcellona, und erquickt ſich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in ſeine Kaſſenſtube, und tröſtet ſich mit ſeinen Millionen. Auch zeigen die Pariſer Handelsleute bei jedem kosmopolitiſchen Unglücke, eine Seelenſtärke, die ſie den weiſeſten Männern Griechenlands gleichſtellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung, und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage da man erfuhr, Cadix habe ſich übergeben, einen liberalen Bankier beſuchte, und ihn ſo ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit feſter Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausſtellung ſeiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, ſeinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiiſch bemerken, daß der angewieſene Raum wirklich eng war, und es mochte hierbei von Seiten der Behörde, eine jener kleinlichen Neckereien Statt gefunden haben, die man ſich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemälde-Ausſtellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieſer nämlich, weil er mit der linken Hand malt, konnte auch für ſeine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier iſt alles Links oder Rechts, und die Menſchen werden, wie beim jüngſten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten geſtellt. Es lohnte

ſich wohl der Mühe, ſich hinter einen ariſtokratiſchen und einen liberalen Kammerdiener zu ſtecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politiſchen Geſinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es iſt nicht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal größern Raum bekommen hätte, dieſer doch für ſeine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war alſo der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm ſelbſt ab, indem er, in ſeiner eigenen Wohnung, eine Privat-Ausſtellung veranſtaltete, und bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Waaren im Detail und zum Fabrik-Preiſe verkaufte. Die Ausſtellung wurde von ſeinen Gegnern, ohne alle Rückſicht auf das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie, eine Contre-Exposition genannt, dem Ausdrucke Contre-Revolution nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben deſſen Ausſtellung ſehr, und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit ſeiner Waaren. Unter andern bemerkten ſie: Ternaux verkaufe ſeine feinſten Wollentücher, zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber, (es iſt in Paris üblich,) daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern)

ließen sich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die selbst für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede seiner unverständigen Freunde gelesen, mochte er sehr erschrocken seyn; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein Tuchhändlerisches Herz nie groß genug ist. Er übernahm also selbst die Vertheidigung der Schneider; er sagte: die Herren Schneider wären die ehrlichsten Leute von der Welt, und wenn sie statt 45 Fr. 65 Fr. forderten, so habe das die und die Ursachen. Ternaux gebrauchte aber in seiner Schutzrede so zweideutige, so sophistische Wendungen, daß sie schwer zu fassen waren. Nur so viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jezt zogen diese zu Felde, und zwar schaarenweise, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemir-Händler, und die übrigen Ellenritter, alle in besondern Abtheilungen. Sie sagten: Ternaux habe seine Privat-Exposition aus Eigennutz veranstaltet; denn er verkaufe im Detail, und halte eine wahre Messe — ein Verfahren, das zu bezeichnen, sie sich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, seit Anbeginn der Welt, zwischen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, untersage Jenen, ihre Waaren im Aus-

schnitt zu verkaufen, und dieses Naturgesetz habe Ternaux schmählich verletzt. Ferner: wenn er seine besten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, so beweise das nur, daß er keine feinere zu höheren Preisen verfertige; andere Fabrikanten aber, könnten daher nicht der Uebertheurung beschuldigt werden, wenn sie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herrn Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie sagten weiter: Ternaux's Preise wären höher als die anderer Fabrikanten, und es sey ja eine bekannte Sache, daß die französischen Handelsleute sich aus Ternaux's Fabriken gar nicht versorgten, und daß deren größter Absatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieser Behauptung läge darin, daß Ternaux sich im Stande gesehen, in seiner Ausstellung für zwei Millionen Waaren zusammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Bestellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin scheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu seyn. Ternaux erwiderte auf diese Beschuldigungen: nicht aus Gewinnsucht, sondern darum habe er seine Haus-Exposition veranstaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preisen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich, nehme bei ihrer Ehrenpreis-Vertheilung auf

die Wohlfeilheit der Fabrikate Rückſicht; wie könne ſie ſich aber überzeugen, daß die Fabrikanten, zu den ihren Muſtern beigefügten Preiſen wirklich verkauften, wenn ſie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldne Medaille ſey es ihm zu thun geweſen. Die gegneriſchen Handelsleute ſchlugen auch dieſe Entſchuldigung zurück, und ſo wurden einige grauſe Federſchlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux's den entſcheidenden Schlag. Sie ſagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnſucht unſere Expoſition veranſtaltet — iſt das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war ſehr vernünftig geſprochen, und es iſt hiergegen nichts zu bemerken, als daß ſie, ſo wie ſie geendigt, hätten anfangen ſollen; der gerade Weg iſt überall der beſte.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte, oder ihres niedrigen Preiſes, Aufmerkſamkeit erregt, ſoll am gehörigen Orte Erwähnung geſchehen.

2. Graphiſche Künſte.

Wie der Menſch das lezte Werk der bildenden Natur war, daß er alle, in Steinen, Pflanzen und Thieren zerſtreuten Sinne und Kräfte,

in ſich vereinige, und ſo über alles Erſchaffene herrſche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort ſey, wo ſich ein Menſch befindet — ſo wurde von den Menſchen die Buchdruckerkunſt, die ſpäteſte unter den Künſten erfunden, damit ſie alle vertheilten Bildungen der Andern verſammle, und für ſich allein darſtelle. Darum gebührt ihr wie überall, ſo auch hier der erſte Platz. Sie iſt die Erblichkeit aller hinterlaſſenen Güter, und die wahre Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes. Sie iſt die treue Leibwache der Völker, und die aufrichtige Rathgeberin der Fürſten. Sie iſt die Poſaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht, und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenſchaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künſte, je nach den ſchnellen oder langſamen Fortſchritten, die ſie ſeit ihrer Entſtehung gemacht, ſo findet man, daß diejenigen am langſamſten fortgeſchritten, die ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthſchaft und die Arzneikunſt. Es erklärt ſich dieſes leicht. Jede Kunſt die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfniſſe abhilft, läßt dem, der ſie ausübt, nicht die Zeit, auf deren Vervollkommnung zu denken, und ſie giebt

ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß ſchweigt, ſo bald es für den Augenblick befriedigt iſt. Diejenigen Künſte nur, welche die Menſchen zu ihrer Luſt erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerſtreut, und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einſchläfert; denn jede Luſt iſt unerſättlich. Auch die Buchdruckerkunſt hat ſeit ihrer Erfindung keine bedeutende Fortſchritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das, mit der Schnelle des Gedankens, das Gedachte ſogleich abdruckt, ſo hat das erſt den Wunſch in uns erregt, was die Buchdruckerkunſt noch werden möchte. Bis jezt war ſie nur eine Staatskunſt, das will ſagen eine ſolche, die nur in einer geſelligen Vereinigung der Menſchen ausgeübt werden konnte, weil ſie eine Verbindung mannichfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine perſönliche Kunſt werden, eine die jeder Menſch ohne fremde Hülfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erſt, und wenn der Jugend wie das Schreiben, ſo auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre dieſe Kunſt eine Königliche zu nennen, weil ſie

aus jedem Bürger einen König machte, der seine Gedanken ausschickte, daß sie in seinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die französische Typographie, ist anerkannt der deutschen weit vorgeschritten. Diese ihre Ueberlegenheit erklärt sich, so viel das Technische der Kunst betrifft, leicht dadurch, daß sie, wie kein Handwerk und keine Kunst in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im Aegyptischen Deutschland geschieht, wo des Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach seinem Absterben wenigstens einbalsamirt wird, damit es noch seine tausend Jahre räumlich fortbestehe, und den Lebenden den Platz wegnähme. Das schwächere Wachsthum der deutschen Buchdruckerkunst, hat aber auch noch eine andere Ursache, die, als eine sittlich gesellige, von größerer Bedeutung ist. Es hängt nämlich mit der deutschen Volksbildung zusammen. Die wissenschaftliche Bildung der deutschen Gelehrten ist unstreitig größer und gründlicher, als die der französischen. Wahrscheinlich ist mir auch, daß in Deutschland die wissenschaftliche Bildung verbreiteter ist als in Frankreich, und daß sie tiefer zu den unteren Volksklassen hinabsteigt; doch kann wenigstens ich darüber nicht entscheiden,

da ich die französischen Provinzen nicht kenne. Eines aber ist das Gewisseste: daß die gebildeten Klassen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwischen Gelehrten und Volk stehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker gebildeter als in Deutschland sind. Sie lesen mehr, sammeln sich mehr Bücher, und dieses muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunst natürlich einen vortheilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müssen suchen dem Geschmacke reicher Leute zu schmeicheln, und sich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunst zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher-Verzeichnissen, sonst würde ich vergleichen, wie sich die (Bände-) Zahl der jährlich in Frankreich erscheinenden Bücher, zu der in Deutschland erscheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt, und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erschienenen Werke verzeichnet stehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahrs bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahrs, und bringt man in Berechnung, daß von allen in Paris erscheinenden, aus mehreren Bänden bestehenden Werken, wenigstens zwei Theile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer stehen; weiß

man, daß im vorigen Jahre, für drei und eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hiezu, was in Paris selbst verbraucht worden, und was in den Provinzen gedruckt wird — so hat man einen Maaßstab, die französische Literatur nach ihrem arithmetischen Umfange mit der deutschen zu vergleichen. Aber die Zahl der kostspieligen Werke, deren Absatz für die Bildung der reichen Volksklassen ein gutes Zeugniß abgelegt, ist in Frankreich ungleich größer als in Deutschland. Gau's Reisebeschreibung von Nubien, welches in der Cotta'schen Buchhandlung erscheint, ist, so viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das seit einigen Jahren in Deutschland herausgegeben worden. Solche Werke aber erscheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen, gerade vor mir liegenden Prospectus des Buchhändlers Masson in Paris, sind folgende vier Werke angekündigt. 1) Eine «voyage pittoresque en Autriche.» 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr. die bessere auf 900 Fr. 2) «Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg.» 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe

444, die beste 1905 Fr. 4) «Les monumens de la France.» 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigstens aus 50 Bänden bestehen wird, kostet in der besten Auflage der Band 48 Fr., so daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu stehen kommen wird. Von diesem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen lassen, wovon der Band 600 Fr. kostet, das ganze Werk also 30000 Fr. kosten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieser Summe drei Viertheile rein gewönne, so bliebe die Summe seiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß sich nicht denken ließe, er hätte diesen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei ist freilich auch zu bedenken, daß während die deutschen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren persönlichen Kredit beschränkt sind, die französischen zu jeder kostspieligen Unternehmung Actionärs und Kapitalien genug finden. Dieses ist aber weniger eine Ursache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitalist in Paris schon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Procent ganz sicher aus seinen

Kapitalien zieht, so muß der Gewinn in literarischen Unternehmungen, bei gleicher Sicherheit noch größer seyn, wenn man seine Kapitalien daran sezt.

Den Kunstwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß sich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt sich denken. Dieser ganzen Familie ist Kunstgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuschendste nachgeahmt, zur Ausstellung gebracht. Firmin Didot, ist zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftsteller. Er brauchte seine Thätigkeit nur noch bis zum negativem Pole der Literatur auszustrecken, nämlich bis zur Zensur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literarische Welt wieder bevölkern zu können. Erst vor einigen Wochen hat er eine von ihm selbst gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Uebersetzung von Virgils Hirtengedichte die vor einigen Jahren erschien, sind die Worte zu lesen: « Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur. » Die Mitglieder der Familie Didot, leben in Handwerksfeindschaft un-

ter einander, und führen in öffentlichen Druckſchriften einen ſehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen ſich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchſtaben wechſelſeitig ſtreitig. Ein ſchöner Wetteifer, wer am meiſten dazu beigetragen die Menſchen blind zu machen! Es iſt mit ſolchem kleinen Drucke, in Deutſchland wie in Frankreich, etwas ſehr troſtloſes, und die Polizei die ſich doch ſonſt um alles bekümmert, ſollte eines ihrer hundert Augen, auf dieſen Gegenſtand richten. Wenn in deutſchen eleganten Blättern comme il faut, die Korreſpondenz-Artikel klein gedruckt werden, ſo iſt hierbei nichts anders zu bedauern, als daß ſie nicht noch kleiner gedruckt ſind, damit es gar nicht möglich ſey ſie zu leſen, und darüber die Zeit zu verderben. Der deutſchen Leſewelt, welcher zu Gefallen ſich jene eleganten Zeitungen auf das fadeſte parfümiren, muß man es gerade herausſagen, daß es ihrem Geſchmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn ſie den deutſchen Komödianten eine ſo lange und breite Aufmerkſamkeit ſchenkt. Ein armer Schelm von Schauſpieler, der nicht begabt oder nicht beliebt iſt, muß auf ſeinen Kunſtreiſen, durch jene hundert Blätter Spiesruthen laufen, und ganz zerfleiſcht kehrt er zu ſeiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauſpieler aber, ziehen von Königs-

berg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie sie hier den Peter, dort den Hans gespielt, und wie oft und wie stark sie beklatscht worden. Solche Klatschberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Conversations-Lexicon, sollte man kleinen Druck nicht verstatten, und würden die Bücher viermal theurer; denn es ist national-ökonomisch betrachtet, immer noch besser, ein Volk ist geistig als körperlich blind. Man sollte typometrische Zensoren anstellen, die alles was sie nicht verstehen, nämlich nicht lesen könnten, ausstreichen müßten.

Unter den Prachtwerken welche Didot ausgestellt, bemerkte man auch, Titelblatt und Vorrede des Boißereschen Werkes über den Kölner Dom, das im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erscheint, und sich ganz herrlich ausnimmt. Es ist in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man sich bei diesem Anblicke gestehen, daß in Frankreich schöner Deutsch gedruckt wird, als in Deutschland selbst. Von den mancherlei typographischen Curiositäten die zu sehen waren, will ich nur eines Testaments Ludwigs XVI. gedenken, das, auf einen sehr großen Bogen,

und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung eingerichtet, mit «caractéres funèbres» gedruckt war. Worin die typographiſche Traurigkeit eigentlich liegt, läßt ſich nicht beſchreiben; es iſt aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete ſich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechiſchen, die man ſich nicht ſchöner denken kann, hat er auch arabiſche und perſiſche Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientaliſten Langles verfertigte. Die Buchſtaben ſind ſo beſtimmt, reinlich und heiter, daß ſie das verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erſcheint, ganz verlieren, und man ſich ſehr verwundert, daß man dieſe ſo deutliche Schrift dennoch nicht leſen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nöthigen Maſchinen ausgeſtellt, worunter auch die Maſchine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Länge ſich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die leztere hier ſchon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, iſt zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen, kenne ich nur aus Andrer Beſchreibung; ich habe ſie überſehen. Sie werden ſehr gelobt, und es ſoll ihnen um an Brauch-

barkeit den geſtochenen Karten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier ſchließt ſich die Lithographie an, deren Werke ſich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueſte davon was zur Ausſtellung kam, iſt großen Theils ſchon im Stuttgarter Kunſtblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographiſche Abdrücke in Oelfarben, werden wohl in Deutſchland auch ſchon bekannt ſeyn. Honore in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche techniſche Materialien zur Lithographie, waren in großer Menge zu ſehen: Preſſen, Muſter von lithographiſchen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Sennefelder, zeigte ſeine bekannte tragbare Preſſe, und ſein Steinpapier. Dieſes Erfinders der Lithographie, wurde in den franzöſiſchen Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Poſtſcriptum nachhinkt, und auch dieſes nur, um, wie jene Berichterſtatter ſelbſt ſagen «ihre Unparteilichkeit zu zeigen.» Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die ſich zum Verdienſte anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigeſtanden.

Ein Kalligraphiſches Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperial Folioboge geſchriebene franzöſiſche Charte. Die Schrift gleicht dem ſchönſten Drucke, iſt aber auch nicht ſchöner, ſo daß ſie vom Drucke ſchwer zu unterſcheiden iſt. Der Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden auf das Werk verwendet, und er bemerkt: der ganze Hof habe dieſe Charte (nämlich die kalligraphiſche) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, iſt das Papier welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren braucht in Paris nicht beſſer und nicht wohlfeiler als in Deutſchland. Das zum Drucke beſtimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil ſolches das man in Deutſchland ſo nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigſten Preiſen geſehen wird) iſt anerkannt in Deutſchland geringer und theurer als in Frankreich. Man möchte wohl wiſſen, woher das kömmt. An dem rohen Materiale zum Papiere, fehlt es in Deutſchland gewiß nicht *),

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich ſo ſey, und es in Deutſchland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich ſehr wunderte.

welche andere Verhältniſſe ſind es alſo, die dort auf dieſen wichtigen Zweig der Induſtrie nachtheilig einwirken? Die deutſchen Fabriken ſind nicht einmal im Stande den nöthigen Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutſchen Buchhändler klagen, daß ſie beim Drucke ihrer Werke, oft durch Mangel an Papier, aufgehalten würden. Sollte dort wohl der ſtarke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld ſeyn? Dieſes iſt wohl möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutſchland erſt nach drei Jahren zur Entſcheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, ſchreiben und leben, ſynonyme Wörter ſind.... Unter den übrigen ausgeſtellten Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes ſogar. Dieſe Produkte müſſen wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant, bei der vorlezten Ausſtellung die Ehren-Medaille bekommen hat. Dann ſah man durchſichtiges Siegellack, das zur Verſiegelung von Flüſſigkeiten, die man gegen Verfälſchung ſichern will, empfohlen wurde, durchſichtige Oblaten, und Oblaten «à

camées.» Nämlich auf länglicht-runden Oblaten aller Farben, ſind weiße erhabene Figuren, cameenartig angebracht. Dieſe werden nicht unter, ſondern auf dem Papier geklebt. Ein ſchöne Erfindung! Bei der großen Mannichfaltigkeit von antiken Cameen, die zu Abgüßen benuzt werden können, wird ſich für gemüthliche Briefe immer eine entſprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel ſolcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe, und überhaupt für alle ſchönen Verhältniſſe des Lebens ausreichen.

Endlich iſt hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geſchmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes, findet ſich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetſte Buchbinder in Paris, hat in dieſer lezten, wie in der vorigen Expoſition, eine Medaille erhalten. Die Preiſe des Einbandes ſteigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die ſchwache Neigung für Bücher, die man in Deutſchland unter manchen Menſchenklaſſen findet, zu verſtärken, wenn die Buchbinderei, die ſich dort in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befindet, verbeſſert würde. Es

wäre aber sehr leicht eine solche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutschen Buchbindergesellen veranlasse, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutscher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der lezten Theile des Conversations-Lexikons, dessen frühere Theile er gebunden aus Deutschland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden lassen, aber nur mit der größten Mühe, einen deutschen Winkel-Buchbinder ausfindig gemacht habe, der es verstanden, jene schlechten Muster treu nachzuahmen.

3. Mechanische Künste.

Eine große Menge, theils ausgeführter, theils modellirter landwirthschaftlichen Werkzeuge, bringen demjenigen, der in solchen Dingen keine nähere Kenntniß hat, wenigstens den Gedanken bei, daß die nothwendigsten Ackerbau-Geräthschaften, wohl keiner Vervollkommnung fähig seyn mögen, da der Pflug aus den Zeiten Hesiods und Virgils, dem heutigen fast ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Person, in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, schien mir das Werk verbesserter Einrichtung zu seyn. Sie kostet 200 Franken; und eine für 2

Personen, die stündlich 40 Litres mahlt, kostet 300 Fr. Feuerspritzen, sonstige Löschgeräthschaften, wie auch sehr zweckmäßige Rettungsmaschinen, waren in Menge zu sehen; doch habe ich unter leztern keine bemerkt, die nicht in Deutschland auch schon bekannt, wenigstens vom Hauptmann Reander in Berlin in Vorschlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anschaulicher gemacht, da sie mit dem Modell eines Hauses in Verbindung gesezt waren..... Wer Schneiders griechisches Lexikon besizt, kann sich erklären, was «voiture ologyre» heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntniß der griechischen Sprache, sehr viele ausgestellte Sachen gar nicht verstehen konnte. Das Modell zu einem Transport-Wagen für Findelkinder, machte einen rührenden Eindruck. In einen langen bedeckten, mit Windladen versehenen Wagen, waren zwei Reihen Hängematten von Packleinewand, denen in See-Schiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen bestimmt. Es ist nämlich zu wissen, daß in Paris, wo alles im Großen und Fabrikmäßig getrieben wird, eigene Postwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt sind, die täglich zur bestimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landstraßen oft begegnet... Das Modell einer Normal-Kü-

che, war appetitlich anzusehen. Nicht weniger als funfzig Speisen können darin gleichzeitig gekocht werden... Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgische Operationen, war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauspieler auf solchen Bühnen, nicht völlig zufrieden stellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuschauer, ist auf das beste gesorgt. — Das neuerfundene « Instrument destiné à remplacer les sang-sues, » konne ich nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es seine Bestimmung erfüllt, ist es von nationalökonomischer Wichtigkeit, und kann, allgemein eingeführt, große Ersparnisse in den Staats- und Privat-Haushaltungen bewirken.

Der rühmlichst bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oesterreichischer Hof-Mechaniker, der seit mehreren Jahren in Paris lebt, und durch seine Metronomen mit deutscher Beharrlichkeit dafür sorgt, daß die Franzosen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht blos diese seine bekannten Taktmesser, sondern auch weibliche Puppen zur Schau gestellt, die, jede unter einer Glasglocke, still und bescheiden auf kleinen Stühlchen sitzen, und, in verschiedenen Landestrachten, gar herrlich geputzt sind. Aber nicht blos in ihren schönen Gesichtern und Kleidern, besteht ihr Werth, sondern

darin, daß sie sprechen können. Sie können ja und nein ganz hörbar sagen. Die Franzosen machten sich über diese Wortkargheit lustig, und wollen daraus auf eine gewisse Geistesarmuth schließen; aber die leichtsinnigen Spötter vergessen, daß selbst den geistreichsten Staatsmännern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es selten gelingt, Ja oder Nein deutlich auszusprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen, ist ein männliches Puppen-Spiel, das einer der ersten Pariser Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollständiges Regiment französischer Lanzenreuter, die mit Pferden und Waffen, alle Bewegungen der menschlichen Lanziers machen, und deren Trompeter ganz gehörig dazu blasen. Der kleine Herzog von Bordeaux, hat dieses Spiel am vorigen Weihnachtsfeste, von seinem königlichen Großonkel zum Geschenke erhalten, und der Hof war so gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Exposition zu schicken. Unglücklicher Weise aber, habe ich das Kunstwerk nicht in Thätigkeit gesehen, denn es war immerfort von einer solchen Menschenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maschinen Menschen macht, so tröste ich mich damit, daß ich schon ein größeres Wunder gesehen.

Von den vielen ausgestellten Uhren, will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der Einen, war in einem, von vergoldeter Bronze, schön sculptirten Blumenkorbe, ganz versteckt, und die jezeitige Stundenzahl, zeigte sich, im Kelch einer halbgeöffneten Rose. Deutsche Bonbons-Devisen versichern: «Zeit bringt Rosen;» hier aber sind es Rosen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk ist sehr kunstreich in einem zolllangen Zeiger angebracht, so daß der Zeiger sich selbst treibt. Dieser Uhrzeiger, oder diese Zeiger-Uhr, kann, ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, angebracht, und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter sah man diesen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der französischen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt sowohl Stunden als Minuten, und ist von überraschender Wirkung. — Wer in seinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte sich in der Exposition, Planetarien nach Belieben auswählen. Man sah sehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-Glocke bergen konnte. Mehrere astronomische Uhren versprachen viel; wer nur die Ge-

bald hätte, abzuwarten, ob ſie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechſel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm ſogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgeſtellten Schloſſerarbeiten zeigen, daß dieſer Zweig der Induſtrie in Paris, zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man ſieht die ſchönſten und zweckmäßigſten Werke, und das Eiſen iſt ſo vortrefflich polirt, daß man es mit Stahl verwechſeln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsſchlöſſern, hat der Argwohn allen ſeinen Witz verſchwendet. Schön und koſtbar verzierte Geldkoffer, möchte man wieder in andere Koffer einſchließen, um ſie reinlich zu haben. Eiſerne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutſchen unter dem Namen Gichtringe längſt bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angeprieſen. Bratſpieße, die ſich «nach kosmiſchen Geſetzen» bewegen, ſind ſo nährend, als belehrend. In einem von koſtbarem Holze verfertigten Kaſten ſah man eine vollſtändige Sammlung aller für Schloſſer nöthigen Handwerkszeuge, auf

das zierlichſte gearbeitet. Auf einer meſſingnen Platte las man die Worte eingegraben: «offert au roi pour de duc de Bordeaux.» Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schloſſerarbeiten eine ſo leidenſchaftliche Liebhaberei hatte? Daher iſt es wahrſcheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechaniſchen Werke ausfüllten, ſah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundriſſe zu Bauwerken, die, theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, theils darum einen komiſchen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der Eine wollte ſchon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwiſchen. Ein Anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Uſurpation und verhinderte. Ein Dritter wollte während der Uſurpation ein Theater aufführen; da ſprach die Reſtauration: halt! — und ſo wurde den armen Schelmen, ſo oft ſie in den Tempel des Ruhms eintreten wollten, die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen. Unter andern war das Modell einer Säule zu ſehen, die ein Baukünſtler, zum Denkmahle an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorſchlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendomes-Platze gleich; nur hatte

der Künſtler die Neuerung angebracht, daß ſie von eben ſo vielen Fenſtern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden ſollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauerſteine übrig geblieben wäre. Dieſe Glasſäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet ſehen, wo der, unter Napoleon begonnene und unvollendet gelaſſene arc de Triomphe de l'étoile ſteht, den man Platz zu gewinnen niederreißen ſollte. Napoleon hatte dieſen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee beſtimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu laſſen. Kaum hatte jener Baukünſtler ſein Modell aufgeſtellt, als im Moniteur eine Königliche Verordnung erſchien, welche den arc de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es iſt nämlich, nach Beendigung des ſpaniſchen Kriegs beſchloſſen worden, das ſiegreiche franzöſiſche Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherrn und Ober-Offiziere betrifft, die wußten, was ſie thaten, klaſſiſch — mit Orden, Beförderungen, Dotationen, und andern ſoliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, romantiſch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den ar-

men Plannacher alſo, hat das neckiſche Schickſal wiederum geprellt.

4. Kleidungsſtoffe, Kleidungsſtücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern, waren Könige, Magiſtratsperſonen und die Bürger der niedrigſten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unſern Nachtmützen glich; doch ſchläferig waren ſie nicht jene Spartaner! Man hätte wohl gewünſcht, bei ſeinen Beſuchen im Louvre ein ſolcher ſpartaniſcher Menſch zu ſeyn, um ſich um ſo ſtärker verwundern zu können, und alle die Herrlichkeiten mit ſo größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Ageſilaus, dort vor hundert Dingen überraſcht ſtehen geblieben, an welchen jezt, ſelbſt der ärmſte Schelm, mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich ſchreckt ein franzöſiſcher Schriftſteller, der neulich die Gegner des Luxus: «les Jansénistes de la Fabrication» geſcholten. Einen guten Flötenſpieler hat man vor einigen Tagen

« le Raçine de la Flûte » genannt, und aus dieſen zwei Beiſpielen kann man ſehen, daß wir Deutſche, auf unſere gefrorene Muſik gar nicht ſtolz zu ſeyn brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geſchienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich, nach der Art ihrer Grundſtoffe einzutheilen; es herrſcht aber an ſehr vielen eine ſo verwegene Miſchung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren; die Mesallianzen zwiſchen Kette und Einſchlag ſind ſo häufig, daß eine Abſonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es iſt bequemer, jene Zeuge am menſchlichen Körper ſelbſt zu betrachten — an dieſem Sammelplatze ihrer Beſtimmung, an dieſem Abgrunde aller erſchaffenen Dinge, an dieſem reißenden Thiere, das, ſchlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logiſche und anatomiſche Eintheilung des Fabrikweſens in Kopf, Leib und Fuß, wird niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, ſollen dieſe in einem beſonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geſchieht ſo, um das religiöſe Gefühl der Weiber zu ſchonen, welche die franzöſiſchen Shawls nicht zu den irdiſchen Dingen zählen, ſondern zu den himmliſchen.

Kleidungsstoffe. — Die Franzosen haben es noch nicht dahin gebracht, die französische Wolle besser als die sächsische zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend ist nur, daß sie, ohne alle Rücksicht auf den Rheinbund und auf den deutschen Bund, die sächsische Wolle immer noch «laine électorale» nennen, und daß sie sagen: «les laines des troupeaux de l'Electeur,» als wären alle sächsische Schafe, Eigenthum des Landesfürsten... Feine deutsche Herren, welchen das Tuch in Deutschland nicht theuer genug ist, können sich in Paris, blaues Tuch zu 90 Fr. und schwarzen Casemir zu 34 Fr. die (französische) Elle kaufen... «Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légéres et solides.» Diesen Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'schen Romane, werden ihn zu schätzen wissen... «Drap mousseline,» ist wegen seiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich... Spitzen-Garn aus phormium-tenax, einer in Neu-Seeland einheimischen Leimpflanze bereitet, ist ein neues Fabrikat... Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrseite rosenroth, hat mich frappirt. Da die Farben nicht durchscheinen und sich nicht wechsel-

ſeitig nüanciren, muß dieſe Zweideutigkeit nur gemacht worden ſeyn, um den Launen des Windes zu ſchmeicheln... Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel, ſind theurer als Pelz, alſo auch ſchöner... Köchlin aus Mühlhauſen, der erſte Kattunfabrikant in Frankreich, hat — nichts zur Ausſtellung gebracht. Der Chef des Hauſes ſizt ſeit ſechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigſte, ſchönſte und wohlfeilſte Kopfbedeckung, bilden die Haare. Wenn die Natur dieſe Gabe verſagt, oder wer ſie verlebt oder verſcherzt, der muß zu Perrücken ſeine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren ſie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten ſich gewundert haben, dort eine ſo große Zahl Friſeurs zu ſehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalökonomiſchen Wichtigkeit iſt, und die mit ihrer breiten, marktſchreieriſchen und prunkenden Ausſtellung, andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publiziſten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariſer Haarkünſtler nämlich ſind, nicht in der großen Welt, aber in der hohen ſehr beliebt, wegen ihrer muſterhaften Geſinnung.

Frau von Stael hat in ihrem vortrefflichen Werke über die franzöſiſche Revolution zu bemerken vergeſſen, daß bei der Beſtürmung der Baſtille, ſich nicht ein einziger Friſeur befunden. Damals kamen mit dem Brutus-Herzen, auch die Brutus-Köpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen ſeyn konnten, und ſie ſind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariſer Friſeurs ſind noch aus einem andern Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuſer und Familien, und zwar in den ächt kritiſchen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei dieſen und jenen, Zunge und Herz im Negligee findet; ſie erfahren alſo viel; ſie wiſſen alſo viel zu erzählen; ſie ſind alſo angenehme Geſellſchafter; ſie wiſſen ſich alſo bei allen bedeutenden Männern einzuſchmeicheln, welchen ihrer anſtrengenden Berufsgeſchäfte wegen, jede Zerſtreuung eine Wohlthat iſt; ſie wurden alſo von der Polizei, die in Frankreich wie überall, die Regierung regiert, begünſtigt; ſie konnten ſich alſo im Louvre nach Wunſch anſiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter ſah man: Perruques pylogènes, für Profeſſoren der Philologie beſtimmt; perruques imperméables, für ſolche beſchäftigte Männer, die von läſtigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden woll-

ten. Des Haarkünſtlers Allix, müſſen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieſer würdige Mann, ſchmückt die Köpfe nicht blos von auſſen, ſondern auch von innen; er iſt Philoſoph, Arzt und Naturforſcher. Es giebt nichts belehrenderes, als den Proſpectus den er austheilt. Nachdem er die Geſchichte der Perrücken mit philoſophiſchem Geiſte abgehandelt, ſagt er: «es giebt ſehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber als ſie ſolche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungeſtüme der rauheſten Witterung preis geben; denn die auf hergebrachte Weiſe verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängſtigung. Ich habe hundert Verſuche gemacht, wie dieſe Reizbarkeit zu ſchonen ſey, ich habe, nach dem Beiſpiele des berühmten Michalon, Gipsköpfe gegoſſen, und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu ſtudieren. Ich muß geſtehen, daß die Vorſtellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menſchheit und überwand meinen Abſcheu. Die Schläfe iſt derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt unterſucht habe; ihre äuſſerſt große Empfindlichkeit machte mich ſtutzen.» Herr Allix erzählt nun,

wie ihm der Lauf der Schläf-Arterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf dieſe Stellen, die Congeſtionen nach dem Kopfe verurſachten; er habe durch ein neues Verfahren, dieſen Mißſtande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: «Ich will jezt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier ſtudiert.» Dieſe folgt im Proſpectus in 6 Capiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale... Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, ſich franzöſiſchen Spitzbuben anzuſchließen; ich kann mir nicht denken, daß dieſe viel zu leiden haben werden. Sie ſind ſo lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos ſelbſt wird lachen müſſen.

Von andern Kopfbedeckungen ſind der Herren-Hüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkiſchen Mützen. Leztere werden hier, als etwas neues angeprieſen; aber in Wien ſind ſie wie noch viele andere türkiſche Artikel ſchon längſt Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fiſchbein, das ſchönſte was ſich in dieſer Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze ſind bekannt. Von dieſen Blumen

werden in Paris von zweitausend Menschen, jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern, schien mir ein allzuwilder Schmuck.

Leib-Bedeckungen. — Roben von «tissu circulaire» waren eine auffallende Erscheinung. Sie haben keine Nath und gehen aus den rauhen Händen des Webers, ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenschneidern! Nur noch zwei Schritte auf diesem Wege, und ihre ganze Kunst ist entbehrlich geworden... Die Corsetts der Madame Meier, gewannen sich tausend freundliche Blicke. Sie hätten so viel «Grace» diese Corsetts, sagten sie; und dann lächelten sie und schwiegen... Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Nath von «tricot circulaire.» Sie kosten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch sprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberstuhl webt in jeder Minute 10920 Maschen an diesem Zeuge... Spitzen und Blonden sah man, daß einen die Augen übergingen. Blonden, viermal gewaschen, erschienen so jung und frisch, wie Hebe, wenn sie aus dem Bade steigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur, in einem Glashause, war ganz in Spitzen gekleidet. Sie saß auf einem

Stuhle, rührte ſich nicht, und ſprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtauſend Franken werth, und ſie wurde beneidet... Stammler von Strasburg verfertigt Herrn-Weſten von Metallgeſpinnſt, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maſchen ſind ſehr eng, und Amor muß ſich ſpitzere Pfeile ſchmieden laſſen, will er ein ſo umpanzertes Herz verwunden.

Fuß-Bedeckungen. — Die unglücklichen Pariſer Frauen, ſind verdammt, an den Feſttagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erſcheinen, die nichts anderes ſind, als eine künſtliche Epidermis. In unſerm Vaterlande ſind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herrn tragen ſchwarzſeidene durchbrochene Strümpfe, daß man ſich ſchämt, ſolch' einem ſeid'nen Geſchlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariſer bilden ſich ein, ſie wohnten unter einem ſüdlichen Himmel und ſie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmſten Häuſer, ſind mit Stein gepflaſtert; in den Schlafzimmern, ſelbſt vieler reichen Leute, findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im geheimen frieren, ſchlafen, wie Krieger im Feldlager, unter ihren Mänteln. Deutſche Reiſende in Paris, die jenen Ausweg

noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüſſe gefroren, man giebt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten ſie den Veſuv im Leibe. Die erwähnten Bett-Socken, die ihre Wärme ſympathetiſch weiter verbreiten, ſind daher eine ſehr wohlthätige Erfindung... Strümpfe von Cachemir-Gewebe, habe ich zu ſehen und zu betaſten verſäumt... Bas jarretières, ſo genant, «parceque ces bas ceignent la jambe jusq'au dessus du mollet, où ils sont retenus, par la seule force de l'élasticité de la maille,» ſind geſunde Strümpfe. Gut iſt es aber doch, daß man dieſe Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in ſeiner Machtvollkommenheit gerufen: Hony soit qui mal y pense! kein Knieband-Orden wäre entſtanden, und — hundert unbelohnte Tugenden, gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchleriſche Kunſt, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, iſt in Paris zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiiſchen deutſchen Manne glauben: die deutſchen Schuhe auch die beſten, können ſich, ſelbſt mit den gewöhnlichen Pariſern nicht vergleichen. Die Leztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der

Pinſel eines Malers konnte das anſchaulich machen. Frauenzimmer, wenn ſie über die ſchmutzige Straße gehen, ſchnallen unter die Schuhe «socques articulés» an, auch «Sous-chaussures imperméables et flexibles» genannt. Es iſt eine hölzerne, aus mehreren Theilen beſtehende Sohle, deren Glieder von zarten meſſingnen Bändern zuſammengehalten werden. Man muß aber behutſam damit auftreten, denn der kleinſte Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren... Bei naſſen Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Waſſer durchlaſſen. Wären ſie, liebe Leſerin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab, in die Ebene ſpatzieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten ſie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Waſſer gefüllt? Schon drei Wochen ſchwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen ſie ſelbſt, er iſt nicht im mindeſten feucht geworden! Ich hatte das ſüße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu ſtehen. Funfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritiſch unterſucht, und fünf Minuten darum gefeilſcht. Die Dame fragte nach dem Preiſe. Zehn Franken, ſagte Herr Jabot. «In einem andern Laden — erwiederte

die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für 6 Franken angeboten.» .. Ihr habt noch nie eine Löwin geſehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt Ihr in tauſend Gedichten beſchrieben geleſen. So wie jene Löwin zeigte ſich Herr Jabot; als ihm geſagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. «Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que moi dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être Chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères.» So ſprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen!

Nicht Euch ruf' ich an, Ihr Muſen; denn Ihr erhört die Gebete nicht, die man erſt in der Bedrängniß an Euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verſchloſſen; immer ging ich, mit trocknen Augen, trägen Blute, und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum iſt jezt, da ich ſie preiſen möchte, mein Herz leerer, als eine Ciſterne in heißen

Tagen, und meine Zunge ist eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannst du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannst du mir Jugend, Schönheit und Leichtsinn geben — so thue es! Doch du kannst es nicht; dein Stab ist gebrochen, und du auch, hinkst an der Krücke des Gesetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichsten Wesen der Schöpfung statistisch zu sprechen, und so trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Hast du aber ein Herz, liebe Leserin, nicht blos für deine eigene Lust, sondern auch für Anderer Noth: so wirst du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägst, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne sie Ceres; denn sie ist es, die den Hungrigen Brod giebt.

Erst vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in so kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, diese Arbeiten an Güte den Orientalischen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß sich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang, spinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner, als das asiatische Gespinnst, das über Rußland nach Eu-

ropa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Geſpinnſt, 109,250 Ellen. Iſot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemirs-Shawls um 30 Prozent wohlfeiler, als die Aſiatiſchen, und ſie erbieten ſich, wenn man ihnen die Hälfte eines indiſchen Shawls giebt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterſchied merken ſolle. Ajac von Lion, verfertigt ſeit 1815 Shawls von Flockſeide, den Cachemirs mit großer Täuſchung nachgeahmt. Dieſer Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig ſo ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockſeide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beſchäftigt, und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockſeidnen Shawls, iſt in acht Jahren ſo ſchnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lion allein 4000 Arbeiter dazu beſchäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägſt du mich Cachemir- und wißbegierige Leſerin, warum wir Deutſche nicht auch ſo ſchöne Sachen verfertigen können, wie die Franzoſen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzoſen ſind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieſes Volk iſt noch ſo ungebildet,

daß es nicht einmal Zünfte und eine Zenſur hat; ſo roh, daß unter ihnen, Leute ohne alle Herkunft, Miniſter werden können; ſo dumm, daß ſie die wichtigſten Prozeſſe öffentlich verhandeln, eine Jury haben, und ſogar — ich lüge nicht Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieſes Volk iſt ſo einfältig, und in den ernſthafteſten Dingen ſo leichtſinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrteſten Juriſten anderer Völker darin übereinſtimmen, daß man nur zur gründlichen Unterſuchung einer erſtochenen Fledermaus, wenigſtens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzoſen haben das Glück und werden reich, während andere verſtändige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichſten iſt: die Franzoſen haben ihre Cachemirs und tauſend andere ſchöne Sachen, nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten dieſe geplagten Leute die Welt erobern! Aber, was kümmert dich das? Sey froh, Mädchen, daß du kein Mann biſt, und an nichts Anderes zu denken brauchſt, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zuſammenzulegen haſt.

Ternaux's ſcharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (ſo genannt, weil Talma, als Sylla, in der Tragödie gleiches Namens, zum erſtenmale einen ſolchen trug) — ſind ſehr ſchön, und viel beſſer als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Cachemire ausgehängt, der 5000 Fr. koſtet. Ich konnte ihn nicht zu ſehen bekommen, weil er ſechs Wochen lang, von Morgen bis Abend, von andächtigen Zuſchauerinnen umſtellt war. Einen andern Cachemire des nämlichen Fabrikanten habe ich geſehen, der aber nur 1500 Fr. koſtet. Er iſt weiß, hat eine einfache Bordüre, und iſt ſo wenig glänzend, daß ihn gewiß keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre: ſolchen Dingen giebt der Preis den Werth. Ein ſchönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Cachemire in die Hand, wog ihn, und rief: «Wie leicht! Ach wie leicht!» — «Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er iſt nicht leicht, er iſt ſehr ſchwer. Verſuch' es, ſtell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale dieſen Cachemir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe, und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menſchenlebens hemmen oder in Bewegung ſetzen — und du wirſt ſehen, wie ſchwer der Shawl iſt!»

Das liebe Kind verſtand mich nicht. Möchteſt du das nie verſtehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die ſchönſten Tiſchlerarbeiten, hat allgemein anerkannt, Werner geliefert, ein Deutſcher. Wie die Katzen, ſind die franzöſiſchen Berichte, um dieſen heißen Brei herumgegangen. Läugnen konnten ſie nicht, daß ein Ausländer die Franzoſen übertroffen; aber eingeſtanden haben ſie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre ſeit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieſer allgemeinen Kunſtſchule Europens, die jeder beſuchen müſſe, der ſein Talent ausbilden wolle. So ſchwer fällt es dieſen Menſchen, einem ausländiſchen Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo leicht machen es die verrückten Liberalen, denen, welchen daran gelegen iſt, die profane Allianz zwiſchen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle ſeine Möbel von franzöſiſchem Holze, von Eſche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholze, aus der Provence. Dieſes macht ſie aber darum theurer, als die von ausländiſchem Holze verfertigten, weil bei den leztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des

koſtbaren zu belegen, das franzöſiſche Holz aber, ſich zu ſolcher Plattirung nicht eignet, und man daher genöthigt iſt, die Möbel ganz von dieſem Holze zu machen. Werner muß wohl auch auſſer Frankreich vortheilhaft bekannt ſeyn, denn er arbeitet für den Ruſſiſchen und den Bayer'ſchen Hof.

Ein Pariſer Tiſchler ließ ſich beifallen, einen Lehnſtuhl im Geſchmacke des Mittelalters zu verfertigen. Deſſen Grundbau iſt von Acajou, Eben- und Citronenholz zuſammengeſezt, und an der Lehne ſind nicht weniger, als 2587 Stücke Perlmutter, in verſchiedenen launiſchen Bildungen eingelegt. Der Sitz iſt mit ſilbergeſticktem Sammt überzogen. Dieſer Seſſel iſt freilich ſehr geſchmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn ſie den verdienten Tadel ausgeſprochen. Doch die Pariſer Liberalen ſind über dieſen Feudalſtuhl vor Wuth auſſer ſich gekommen. Wie einſt Nicolai überall Jeſuiten roch, ſo riechen die Liberalen überall die Contre-Revolution. Sie ſahen, mit prophetiſchem Geiſte, in jenem Seſſel einen abſoluten König ſitzen. Das mit Lilien umkränzte geſtickte H. beſtärkte ſie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tiſchler hart zu Leibe, und fragten den armen verblüfften Mann: «Was ſoll dieſer Stuhl? Für wen iſt dieſer Stuhl? Iſt er für

den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich Menſch! Heraus mit der Sprache!» ... Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weiſen Narren. Im verfloſſenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt, ein unterirdiſches Getöſe. Und alle Pulſe der Reinblütigen ſchlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd, war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich, die geheime Werkſtätte des Comité-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts, als ein ehrlicher Paſtetenbäcker, der in ſeinem Keller, nächtlicher Weile, Talmouſes gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Briochés. Sie ſind aber beide ſehr ſchmackhaft.

Schön war ein runder Eß-Tiſch, mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmſten Stücke ſpielt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſolche Tiſche in allen deutſchen Gaſthöfen einführte, damit man die dort graſſirenden Tafel-Muſikanten los würde, die unbarmherzig, erſt nach ſieben jämmerlichen muſikaliſchen Gerichten, beim Deſert den armen Gäſten den Gnadenſtoß geben... An einem an-

dern Tiſche hing ein Zettel mit den Worten: «Table en Bronze, goût du siècle de Louis XIV., executé pour Mr. le duc de — » Der Gedankenſtrich ſollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuſchreiben wagte; mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tiſch ſo beſtellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgepuzt; die Franzoſen aber ſtellten ſich dumm, und als glaubten ſie, dieſer altmodiſche Tiſch ſey beſtellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, ſich über den ſchlechten Geſchmack eines fremden Fürſten luſtig zu machen... Secretäre, Bettſtellen und andere Möbel von lackirten Bleche, waren häßlich; aber mit großem Lobe iſt einer Badewanne zu gedenken. Man könnte ſie eine amphibiſche nennen, denn ſie befriedigt alle Bedürfniſſe, die im Waſſer und auf dem feſten Lande entſtehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Waſſers, iſt an der Wanne angebracht, und wird von dem Badenden ſelbſt in Thätigkeit geſezt. Das Waſſer bleibt ſieben bis acht Stunden warm, und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem ſie ſteht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, giebt ihm die Bequemlichkeit, ſich ſelbſt ſein Frühſtück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chokolade, Cotte-

lets, oder wozu er ſonſt Luſt hat. Er hat ſogar ein Pult, woran er unter dem Baden ohne das Buch naß zu machen leſen kann; kurz man kann in dieſer Wanne leben und ſterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieſes Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tauſendkünſtler dieſes Badewerks, war unglücklicher Weiſe abweſend, als ich es in Augenſchein nahm, und ich fand keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrſcheinlich aber wird das Waſſer durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt... Ein neues Billard, wird, ich weiß nicht warum, «jeu de la mointoison» genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung, bemerkt man daran labyrinthiſche bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulet-Teppiche. Das Spiel ſieht ſehr zeitvertreibend aus, und kann Menſchen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tiſchler Bonjour in Paris, bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr, und ſonſtige Marmorarten, täuſchend nachahmt. Dieſe Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widerſteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht ſich ſo ſtark

in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. . . . Ein anderer macht Stein-Pappe (carton-pierre) die zu allen Arten architektonischer Verzierungen, Candelabren, und zu Abgüssen von plastischen Kunstwerken gebraucht werden kann. Sie ist wohlfeiler als Holz, und ausdauernder als Gyps. Diese Erfindung ist nicht neu, sondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die schon unter Heinrich II., also vor 180 Jahren verfertigt worden, und die mit Steinpappe, welche nicht die geringste Beschädigung erlitten, verziert waren.

Unter den Möbelstoffen, bemerkte man durchsichtigen Taffet, (taffetas diaphane), zu Fenstervorhängen bestimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy, wird ein durchsichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenster gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte, von schöner Wirkung sind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochsenhaaren, und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Naht und in haltbaren Farben, kosten, ohne Unterschied der mehr oder minder schönen Zeichnung, 15 Sous der Qua-

drat-Schuh. Dieſe Decken ſind in England ſehr gebräuchlich, und wurden bis vor kurzem auch nur in dieſem Lande verfertigt. Jezt führt ſie Frankreich ſogar nach Nord-Amerika aus.... Die Herzogin von Berry, hat einen von ihr ſelbſt geſtickten Fußteppich zur Ausſtellung hergegeben... Die königliche Teppichfabrik Savonnerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme, einen Teppich von den ſchönſten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber in den Gebäuden jener Fabrik einen noch ſchönern geſehen zu haben, der für die Kaiſerin Maria Louiſe beſtimmt war. Der früher hier anweſende perſiſche Geſandte hat geſagt, daß in ſeinem Lande ſelbſt, nichts ſo ſchönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht ſind, wird er nicht gebraucht, und er liegt in einer Kammer zuſammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdaurender iſt — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Candelabern.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönere Hälfte war:
So iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben ſich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man ſchon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartieen eingeladen, und ſuperfeine Leute, gehen erſt um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Geſellſchaft. Schreitet dieſe ſchöne Sitte noch etwas vor, ſo muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Geſellſchaften geht, und ſich Abends um ſieben ſchlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariſer ſchon zu dieſer ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie eſſen um eilf Uhr Morgens zu Mittage, und ſpäteſtens um ſieben Uhr Abends nehmen ſie das Nachteſſen. Freilich nennen ſie ihr Mittageſſen Frühſtück, und ihr Abendeſſen Mittageſſen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbſt in den Speiſen fängt ſich die ungekünſtelte Natur zu zeigen an. Bei den feinſten Paſtetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz ſo derb iſt, wie Pumpernikel. Als ich das erſtemal, überraſcht von dieſer Erſcheinung, den Küchenkünſtler fragte, was das wäre? antwortete er, dieſes Brod ſei ſehr rafraichissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariſerinnen von höherm Stande haben im wörtlichſten Sinne des Ausdrucks, im Winter

gar keinen Tag; denn ſie kleiden ſich erſt aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten, ſich ankleidet, und bis ſie nach dem Erwachen ſich die Augen gerieben und gefrühſtückt haben, iſt die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klaſſen, ahmen das vornehme Nachtleben wenigſtens ſymboliſch nach. Den ganzen Tag ſitzen ſie in ihren Läden, im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erſt wenn es dunkel geworden iſt, putzen ſie ſich und laſſen ſich friſiren. In den Kaffeehäuſern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, ſind ſie den Tag über, an ihren Büreaux ſitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beſchäftigt, und reden kein Wort mit den Gäſten. Sobald aber die Lichter angezündet werden, ſchmücken ſie ſich auf's herrlichſte, und fangen an geiſtreich und liebenswürdig zu werden. Man kann ſich alſo denken, welch' eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung iſt. Die durch Gas, breitet ſich täglich mehr aus. Wenn es die Menſchen dahin gebracht haben werden, die atmoſphäriſche Luft von ihren Stickſtoff-Theilen zu reinigen, dann werden ſie das Verderben vollendet haben, das ſie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht iſt zu rein, für das menſchliche Auge,

und unſere Enkel werden blind werden. Merkwürdig iſt, daß trotz jener guten Eigenſchaft der Gasbeleuchtung, die Ultras ihr dennoch feind ſind, wie ihnen wenigſtens die Liberalen vorwerfen. Daß dieſer Vorwurf ganz ohne Grund ſeyn ſollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung, wäre doch gar zu dumm und abgenuzt. Ob der Vorwurf gegründet iſt, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra-Blatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung geleſen zu haben. Dieſer Widerwille wäre in der That ein pſychologiſches Räthſel, an deſſen Auflöſung ſich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Ariſtokratie mit Waſſerſtoffgas zuſammen? Indeſſen giebt es noch mehrere ſolche phyſikaliſche Räthſel. Wie hängt die franzöſiſche Geiſtlichkeit mit den Kuhpocken zuſammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung geleſen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Geſtorbenen, in Paris ſeit einigen Jahren geſtiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jezt die Sterbefälle über tauſend. In gleichem Verhältniſſe als ſich die Kuhpocken-Impfungen vermindern, vermehren ſich die Dotationen und Vermächtniſſe, welche die Geiſtlichkeit ſich zu verſchaffen weiß. Sie betragen jezt ſchon viele Millionen. Wie hängt das

Alle zuſammen? Ihr Antiquare, die Ihr alte gute Kunſtwerke an ihrem edlen Roſte erkennt, Ihr Winkelmänner — ſeyd ſo gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, ſeitdem die Pariſer Gaſſen mit Geiſtlichen wie beſät ſind, ſo viele Kinder an den natürlichen Blattern ſterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beobachtet, daß über den Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optiſche Experiment nachgemacht, und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel, jezt die Gensd'armes getreten; ſonſt aber noch alles ſo iſt, wie es ehemals geweſen.

Geräthſchaften zur Beleuchtung, ſowohl durch Gas, als Oel und Wachs: Lüſtres, Lampen, Candelabren, waren in der Ausſtellung von groſſer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu ſehen. Was ſich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce, Kryſtall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter, in Form von Caryatiden oder Atlanten, welche kryſtallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographiſchen Eintheilungen, auf deren andern die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuſter hat in ſeinem Laden zwei große Stiefel von Kryſtall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzſchneider in Sarge-

münd, verfertigt, unter vielen andern Dingen, auch Candelabren von künſtlichem Porphyr, von ſieben Fuß Höhe. Dieſer von Utzſchneider erfundene Porphyr iſt dem natürlichen ſo täuſchend nachgemacht, daß einer der berühmteſten franzöſiſchen Mineralogen, dem man ihn zur Unterſuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten, und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde. . . Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung iſt. Ihr Licht kömmt an Stärke, dem von zweitauſend gewöhnlichen Lampen gleich, und verbreitet ſich acht Stunden weit. Wären alle Leuchtthürme mit ſolchen Laternen verſehen, ſo würden ſchon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden ſeyn.

Auch die Wachskerzen hat man ſehr verbeſſert. Die von gereinigtem Wachſe verfertigten «bougies diaphanes,» ſind durchſichtig und gleichen dem Alabaſter. Ein Kerzenfabrikant hatte das Bruſtbild des Königs von ſolchen Wachſe durchſichtig gemodelt, in ſeinem Laden aufgeſtellt. Man ſah auch rothe, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß ſie keine ſchwarze, zu Trauer-Bällen, verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben ſie in der Rue de

la paix einen Putzladen, «Grand Magazin de Deuil» genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze ſelbſt ſchneidet den Begehr! ... Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateiniſche und griechiſche Aufträge geben kann, der ſchicke ſie hin, «bougies soléraphlites» zu kaufen. Das Pfund koſtet zwar nur 1 Fr. denn ſie ſind von gewöhnlichem Lichtertalge; ſie haben aber folgende gute Eigenſchaften. Die Flecken, die ſie auf Kleider und Möbeln machen, kann man durch Weingeiſt reinigen; die Stärke ihres Lichts verhält ſich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; ſie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

8. Metallurgiſche Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden ſeines Zeltes, und ſpielt mit ſeinem Knaben Knabenſpiele. Da treten die Abgeſandten des Byzantiniſchen Kaiſers herein, und legen ſich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu ſeinem Sohne ſpricht: «Siehſt du Irnack, daß Eiſen beſſer iſt, als Gold? Mit Eiſen hol' ichs.» Dieſer Attila war ein Hunne.

Aber die Attila's in ſeidnen Strümpfen, ſitzen auf Sammt und Gold, und wenn ſich ihnen unüberwindliche Feſtungen übergeben, ſagen ſie zu ihren Irnacks: «Sehen Sie Prinz, daß Gold ſtärker iſt, als Eiſen? Mit Gold zähm' ich's.» Wenn nun jene großen Handwerker, die ſich mit dem Eiſen nähren und wehren, ihren Wohlthäter ſo wenig achten — wie ſollten wir ihn ſchätzen, die ja gar nicht beſſer ſind, als jene, ſondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köſtliche? Drum nichts von Pflügen, Eggen, Senſen, Schaufeln und andern ſolchen Dingen, die in Menge ausgeſtellt waren. Laſſen wir das Eiſen naß werden, vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder roſtig vom Herzblute ſeines jungen Sohnes, der es vergoſſen einen gefangenen Tyger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unſern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Gränze des Ernſtes, liegen die damascirten Klingen, die man jezt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indeſſen gebrauchen wir ſie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unſer Heldenblut für eine ſchöne Caſino-Sache verſprützen. Die Franzoſen hatten einſt in Aegypten große Furcht vor dieſen Damascenerklingen.

*

Sie ſagten: ſo ein Mamlucken-Säbel ſpalte einen entzwei, wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte ſie aus, ſagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbſt die Raſiermeſſer werden jezt damascirt; große Zurüſtung gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt ſah man in der Induſtrie-Ausſtellung die Raſiermeſſer mit großer Ernſthaftigkeit behandelt. Man ſah deren von gegoſſenen Stahl; andere «à dos métalliques,» erfunden, (wie der Fabrikant ſich ausdrückt) «pour lutter contre des envieux.» Wer alſo mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne ſich mit ſolchen Raſiermeſſern. Eine dritte Art Raſiermeſſer, deren Klinge zwiſchen einer Scheide ſteckt, und nur ſo viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man ſich verwunden kann — iſt Solchen zu empfehlen, die während dem Raſieren an ihre Schulden, oder an die Auflöſung einer Charade zu denken gewohnt ſind.

Der Fabrikant Alard, hat ein eiſernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieſes Metallgewebe iſt ſo fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maſchen kommen. (Scheint etwas gelogen zu ſeyn!) Es werden Lichtſchirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Aſtrallampen;

Schüſſeldecken, welche die Luft durchlaſſen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Dieſe leztern haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit ſo großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten ſechs und fünfzig tauſend Stück davon verkauft hat... Bettſtellen von Röhren, aus Eiſen, Meſſing und Kupfer, ſind ſo leicht und ſo bequem eingerichtet, daß ſie in einen Mantelſack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten ſie zuſammenzuſetzen, oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz recht, wenn er von ihnen ſagt: «Ces lits, peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en Campagne.» Dieſe Feldbetten, oder Conſtitutions-Betten, oder Prokruſtes-Betten, kommen nicht ſehr theuer zu ſtehen; der Schuh Röhre koſtet, je nach deren Diameter, $1\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Franken... Von gegoſſenem Eiſen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüſſe plaſtiſcher Kunſtwerke, Relief-Abgüſſe von berühmten Gemälden, Tabacksdoſen, ſo leicht wie die von Papier-Maché, und andere ſolche Dinge.... Das Eiſen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Raguſa kam, wurde ſehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgeſtellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht

zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn sie das baare Geld lieben; es ist immer gut sich marschfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke gesehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von schöner Arbeit, und gothischer mit modernem Geschmacke, glücklich daran verbunden. Der Koffer ist bestimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutsch französischen Wörterbuche, steht Sainte-Ampoule übersezt: « Das Oelfläschchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs. » Eine Wörterbuch-Versicherungsanstalt, wäre etwas sehr nützliches... An Kirchengeräthschaften von Gold, Silber, Messing, Krystall, an Altarleuchtern, Bischofsstäben, Kreuzen, Monstranzen, gestickten Fahnen, Bischofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle diese Arbeiten geschmacklos wären, und sie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben solle. Denn — sagen sie — bei einem gebildeten Volke, wie das Französische, könnten die Apostel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn sie — zeichnen könnten!

9. Parfümerie.

Die Natur ſelbſt braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie ſollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen ſie ihn, durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerſt dem Luftſtrome der gelehrten Frau Delacour, dieſer zweiten Madame Dacier aus. Sie ſagt in ihrer Auto-Biographie: «Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est addonnée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée du suc des fleurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.» Shakſpeare hat kühne Bilder in ſeinen Dichtungen, die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß iſt noch von keinem ſchönen Mädchen gedruckt oder geſagt worden: ſie habe Lioner roſentafftene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert... Fargon der jüngere,

nennt ſich «parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours.» Er verkauft Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine, und Rouge-Vert d'Athénes. Dieſes leztere iſt eine grüne Schminke, die erſt auf den Wangen roth wird..... Treten wir jezt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort ſchimmert's, wie in einem Feenmärchen; es iſt zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer iſt nicht glücklich unter ſeinen Schätzen; er iſt, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgeſezt. Es wird ein «Imprimé calomnieux» gegen ihn verbreitet, «dicté par l'Envie et la Jalousie.» Aber Herr Mayer weiß ſeinem Gegner zu antworten, und ſagt dem «auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies,» was ſich gehört. «Mais, non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie!!! Darum wolle er mit dem «Suffrages d'augustes personnages» ſich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen, und ſeine Parfümerien mit denen ſeines «pâle imitateur» zu vergleichen. Es wird keinen gereuen dieſer Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die ſich nicht gern den Kopf anſtrengen, können im Bazar des Herrn

Mayer, in weniger als einer Viertelſtunde, auf die angenehmſte Weiſe die Geographie erlernen. Sie finden dort: Huile de Macassar, poudre de Ceylan, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canada, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma, und noch viele andere Dinge, aus Europa, Amerika und Aſien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südſee-Inſeln und von Afrika hat, keinen pâte de Botany-Baie, keinen Esprit de Maroc — an Abſatz würde es ihm nicht fehlen, und ſeine geographiſche Belehrung würde hierdurch vollſtändiger werden. Dagegen findet ſich bei ihm «Parfum des salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs.» Ferner: eine «Composition accélératrice,» welche grobe deutſche Poſtillione Wagenſchmier zu nennen pflegen. Die Wagenräder ein Mal damit ſchlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesſchnelle. Endlich hat er auch ein rothes kölniſches Waſſer für blaſſe Leute. Ueberhaupt iſt Herr Mayer eine wahre Vice-Natur. Dieſe ſelbſt hat nur den Menſchen zu ſchaffen; für das übrige, was zwiſchen Wiege und Sarge zu thun iſt, ſorgt

ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachſen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereigniſſe des Lebens, Salben, Pulver, Eſſige, Seifen, Oele und Waſſer.

Einen Gegenſtand der negativen Parfümerie, will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunſt gehört. «Sièges inodores,» waren in der Induſtrie-Ausſtellung von ſehr verbeſſerter Art zu ſehen. In Deutſchland fehlt es noch ſehr hierin. Wahrſcheinlich iſt man dort nicht gehörig belehrt, wie das «gaz hydrogène,» eine «cause permanente de graves maladies» ſey.

10. Chokolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch ſchriebe: «über den Einfluß der Religion auf die Chokolade,» der hätte keine Satyre geſchrieben, ſondern nur abgeſchrieben. Seit der Reſtauration der Heuchelei, werden aus Chokolade, Kreuze, Roſenkränze, Kruciſixe, und andere geheiligte Symbole des Gottesdienſtes verfertigt und verkauft, und man hört keine Miſſionäre gegen ſolche Entweihungen eifern!.. Doch laſſen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie-Handel, und betrachten wir,

was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke ſich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Courſen, und am Anfange, nach dem Titel, mit einem Kupferſtiche verſehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darſtellt — und man hat eine typographiſche Vorſtellung von dem Proſpectus, welchen der Chokolade-Fabrikant Debauve, im Louvre vertheilte. Herr Debauve iſt kein gewöhnlicher Chokolademacher; er bringt Alles in Chokolade, und Chokolade in Alles; er chokoladiſirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen mediciniſchen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin ſeine Fabrikate angeprieſen worden. Dabei zeigt er ſich ſo dankbar, daß er alle Pariſer Aerzte, die ſeine Chokolade gelobt, gleichfalls rühmt, und ſie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt ſogar eine Beweisſtelle aus Kotzebue's «Erinnerungen aus Paris,» der ſeiner Chokolade mit großem Lobe gedacht. Der Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse, hat dem Fabrikanten ſelbſt vor ſiebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er iſt nicht blos analeptique, ſondern auch héchique und confortatif. «Il a rendu en peu de temps la fraicheur, les forces et l'em-

bonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence.» Er wird von einem berühmten Pariſer Arzte den Gelehrten empfohlen, «qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint» (die ehrlichen deutſchen Schriftſteller mögen ſich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chokolade das Beiſpiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der ſein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er, ſeit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Taſſen dieſer Chokolade getrunken. Ferner fabricirt Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-voot; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, Coeurs, Castagnettes, marrons, pastilles, Cylindres, vases et plusieurs autres objects de Formes agréables — alles aus Cho-

kolade. Endlich: «les portraits chéris du roi et de la famille Royale,» mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verſchiedenen Arten die Chokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da dieſe nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten ſie ſich vorſorglich ſchon den Abend zuvor ihre Chokolade, und wärmten ſie des andern Morgens wieder auf. Dieſe klöſterliche Chokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre ſüßen Kunſtwerke zur Ausſtellung gebracht, und Kunſtwerke ſind ſie allerdings zu nennen, da ſie mehr für das Auge, als für den Gaumen beſtimmt ſind. Die Franzoſen ſind zu loben, daß ihnen die Optik die erſte aller Wiſſenſchaften iſt, und Akuſtik die zweite. Der Adel eines Menſchen zeigt ſich darin, daß er im Hauſe der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöſe, feſte Nahrungen in flüſſige, flüſſige in ätheriſche, ätheriſche in geiſtige verwandele. Herr Vernaut, Hoherprieſter «au Temple de Pomone» ... «qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectionner les procédés de l'art du confiseur,» hatte ſein Muſeum mit den herrlichſten Bonbons geziert. Kunſt-

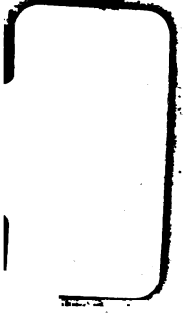
freunde bewunderten beſonders die pastilles d'Ambroisie, « qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter. »

11. Nachleſe.

Ich will noch von einigen Gegenſtänden ſprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergeſſen, theils nicht verſtanden habe. Gar mannigfaltig ſind die Bedürfniſſe und Neigungen der Menſchen. Nicht alle haben ſich beſtimmte Organe zu feſter Wohnſtätte gewählt; ſondern viele ihrer, halten ſich nach Landſtreicher-Art, an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die ſchon längſt mit dem Erröthen abgekommen, ſind ſeit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel, man machte die Fächer theuer. In der Ausſtellung ſah man deren von Schildkröte die 700 Fr. koſteten. In heißen Sommertagen, eine Reiſe nach Havre oder Dieppe, ſich an der Seeluft zu erfriſchen, käme viel wohlfeiler zu ſtehen. Polichinel-Vampyre ſah man oft auf Fächern abgemalt. Dieſer beliebte Hanswurſt, wird auf alle mögliche Art bildlich dargeſtellt. Battiſt-Taſchentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel geſtickt war. Andere Arten von Taſchentüchern wurden unter dem Namen

Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt. . . Von einer neuerfundenen Composition, werden falsche Edelsteine (pierres adamantoide) verfertigt, die sehr schön sind. Man muß ein Kenner seyn, und sie in die Hand nehmen, um sie von den ächten zu unterscheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhause nicht damit erscheinen darf — ein Versammlungsort, den in Paris, Frauen von den höchsten Ständen, in ihrem reichsten Schmucke besuchen. . . die guten Seelen, wie leicht sie zu befriedigen sind! Eine beliebte Bandschleife die eine Zauberhand im lezten Sommer geschlungen, nennen sie «parfait Contentement.» . . . Poupart de Neuflige ein Tuchfabrikant, hatte zwischen seinen Waaren sechs Gemälde aufgestellt, die sechs Fabrik-Gebäude nebst ländlichen Umgebungen, welche er in verschiedenen Departementen besizt, vorstellten. Der König, dem diese Gemälde wohlgefielen, hat sie von dem Eigenthümer zum Geschenke angenommen. . . Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten, Dampfbäder zu machen, ist ein nüzliches Werk. . . . Unter dem Namen «Caecographe,» wurde eine Maschine gezeigt, vermittelst welcher Blinde, in ganz geraden Linien schreiben können. Der einfache Apparat ist sehr zweckmäßig. . . . Vermit-

telſt der Glactomètres und der Caséomètres kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das genaueſte beſtimmen. Aber Frauen von Gemüth werden ſich wenigſtens der leztern nicht bedienen: denn die heilige Schrift ſagt: Du ſollſt dem Ochſen das Maul nicht verbinden, wenn er driſcht. . . . Allerlei Comeſtibilien auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund friſches Fleiſch, durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, ſo wie auch gekochtes Rindfleiſch in einer hermetiſch verſchloſſenen Flaſche aufbewahrt, ſoll ſich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen, und Nudeln davon, wurden zu Sparſuppen empfohlen. . . . Die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers, hat mit Napoleons Herrſchaft in Frankreich nicht aufgehört. Beſonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Raguſa kommt, ſo daß der Sturz Napoleons dem Marſchalle Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, ſoll nur darin beſtehen, daß dieſe Confitüren mit Runkelrübenſyrop bereitet werden. . . . Bäcker hatten neue Verſuche mit Brodarten zur Prüfung aufgeſtellt; man hat in Paris das beſte Brod,

aber kein gutes.... Ein sehr schönes Schmuckkästchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künstliche bestimmt, zeigte der Zahnarzt Desirabode. Das ist der kühne Humorist, der sich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er um Aufmerksamkeit zu erregen, Adressen, ganz in Form von Bankzetteln vertheilte. Er hat bewiesen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm herausgeholfen.... Von dem, vor kurzem entdeckten neuen Metalle Palladium genannt, wie auch von Platina waren schöne Medaillen zu sehen. Auch in Krystall hat man Medaillen gegraben, die das Ansehen von Perlmutter haben.... Eine sehr nützliche Erfindung sind die Längemaaße von seidenen Bändern, welche seit einiger Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes, ist das übliche metrische Maaß in seinen kleinsten Abtheilungen, auf der andern Seite sind die verschiedenen ausländischen Maaße gezeichnet, so daß man beide, auf das bequemste mit einander vergleichen kann. Nicht blos Schneider, Schuster, Waarenhändler bedienen sich dieser Maaße, sondern auch Tischler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im großen messen. Die Pariser Schneider, wenn sie das Maaß zu einem Kleide nehmen, bedienen sich also nicht der in Deutschland üblichen knisternden Papierstreifen, in

welche man mit der Scheere räthſelhafte Zeichen ſchneidet; ſondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder, und tragen die gefundenen Größenverhältniſſe in ein eigen dazu beſtimmtes Buch, unter dem Namen des Kunden ein. Dieſes Buch iſt ganz eingerichtet, wie ein Paß-Regiſter. Es muß bei dieſer Gelegenheit erwähnt werden, daß die franzöſiſche Polizei, welcher das ſcharfe Augenmaaß der Deutſchen abgeht, den Reiſenden der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaaß abmißt. An der Gränze, wo man ſeinen vaterländiſchen Paß gegen einen franzöſiſchen vertauſcht, wird das heimathliche Maaß in das metriſche gebracht, und ich habe in Straßburg die unſchuldigſten deutſchen Frauenzimmer ſchamroth am metriſchen Pranger ſtehen ſehen. Und der alte Vater Rhein (ſo hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) ſchweigt zu ſolchen frevelhaften Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräiſchen Schule, bringt ſie alle Verhältniſſe in Größen und Zahlen. Perſonen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preiſe addirt, nummerirt, ſubtrahirt, dividirt, einregiſtrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde geſtorben, und die hinterlaſſene Menſchheit ſollte verſteigert werden!